Band 959 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Band 959 ● 2,20 DM
Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275

00959
4 391914 202205



Der Fallbeil-Mann

John Sinclair Nr. 959

von Jason Dark

erschienen am 19.11.1996

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Der Fallbeil-Mann

Der Schlaf war über mich gekommen wie ein tiefer, schwerer Schock. Völlig unerwartet. Ich hatte mich gefühlt, als hätte man mich in die Tiefe gezerrt, aus der es kein Entkommen gab. Ebenso schockartig erwachte ich! Urplötzlich schlug ich die Augen auf. Ich stellte fest, daß ich auf dem Rücken lag, über mir aber wegen der Dunkelheit nichts erkennen konnte. Ich drehte mich nach rechts, um die Lampe einzuschalten - und faßte ins Leere, denn da war nichts, keine Lampe, kein Nachtisch. Wieso hatte man ihn mir weggenommen?

Ich richtete mich auf, rieb über meine Augen und sah jetzt mehr. Zumindest den Umriß des Fensters als einen grauen, starren Schatten. Auch die Decke zeichnete sich sichtbar ab, sogar die Konturen der alten Möbel.

Alte Möbel? Welche alten Möbel?

In diesem Augenblick kehrte auch die Erinnerung zurück. Ich lag nicht in meinem Schlafzimmer, ich befand mich nicht einmal in London, sondern einige Kilometer von dieser Stadt entfernt. Ich lag in einem fremden Zimmer, aber auch nicht in einem Hotel, sondern in einem Schloß, in Mosley Manor.

Und ich war angezogen. So wie ich mich auf das Bett gelegt hatte, fand ich mich auch wieder. Die Jeans, das Hemd, die Weste, nur die Jacke hatte ich über einen Haken gehängt.

Ärger über mich selbst stieg hoch. Ich hatte nicht einschlafen wollen. Es war alles zu schlecht gelaufen. Ich hatte wach bleiben und Wache halten sollen, das war mit Sir Vincent Mosley abgesprochen, und dieses Einschlafen empfand ich als Blamage.

Aber was hatte mich geweckt?

Es mußte irgendein fremdes Geräusch gewesen sein, so gut kannte ich mich selbst. Immer wenn ich plötzlich aus dem Schlaf gerissen wurde, hatte es dafür Gründe gegeben, und das würde sich hier auf Mosley Manor auch nicht geändert haben.

Ich stand auf. Inzwischen hatte ich mich auch an die Lage des Lichtschalters erinnert. Es gab hier keine Lampe, die auf dem Tisch stand, sondern nur die Wand-und Deckenleuchten. Ich machte also Licht und betrachtete die großen, wuchtigen Möbel. Sie stammten nicht aus dieser Zeit. Es waren Zeugen einer Jahrhunderte zurückliegenden Vergangenheit. Wenn sie hätten reden können, dann hätten sie bestimmt über mordlüsterne Jahre und Jahrzehnte gesprochen, wo es zum guten Ton gehörte, wenn sich der Adel gegenseitig den Krieg erklärte.

Ich zog meine Schuhe an, schnürte sie zu und spürte unter mir die Weichheit der Teppiche. Es lagen mehrere zusammen, zum Teil auch aufeinander, so daß die Bohlen des Fußbodens nicht zu sehen waren.

Ich zog meine Jacke über, bewegte mich aber nicht auf die Tür zu, sondern löschte das Licht und ging zum Fenster, dessen Scheibe von keinem Vorhang verdeckt wurde.

Davor blieb ich stehen.

Mein Blick fiel nach draußen in die Nacht. Sie war düster, der Himmel zeigte dicke Wolkenschichten. Hinzu kam der Dunst, der träge über das Land zog. Hoffentlich ging dieser lange, harte und strenge Winter endlich zu Ende.

Der Griff quietschte, als ich ihn drehte und das Fenster aufzog. Die kühle Luft erwischte mich, und verteilte sich im Zimmer.

Es lag in der dritten Etage des Schlosses, auf dessen Hof ich schauen konnte. Wegen des grauen Dunstes und der Dunkelheit verschwammen die Konturen, aber nach einigen Sekunden klärte sich mein Blick, und ich konnte den kleinen Teich erkennen, dessen Oberfläche bis vor kurzem noch komplett mit Eis bedeckt war.

Inzwischen war an einigen Stellen das Eis bereits getaut.

Vor meinen Lippen kondensierte der Atem. Ich suchte den Rand ab.

Mein Wunsch erfüllt sich nicht, denn irgendwelche Bewegungen waren nicht zu erkennen. Selbst die tief nach unten hängenden Zweige der Trauerweide bewegten sich nicht. Der Wind war eingeschlafen. Deshalb blieb auch der Dunst.

Mir war trotzdem etwas aufgefallen. Ich hatte mich dabei schon aus dem Fenster beugen müssen, um nach unten zu schauen. Vor dem Mauerwerk sah ich eine helle Insel. Sie wurde von dem Lichtschein geschaffen, der aus den Fenstern fiel, die zu den Zimmern des Schloßherrn Sir Vincent Mosley gehörten.

Ich runzelte die Stirn und dachte daran, was er mir zwei Stunden vor Mitternacht gesagt hatte.

»Ich werde mich hinlegen, Mr. Sinclair. Es ist durchaus möglich, daß er noch in dieser Nacht erscheint, aber wetten würde ich an Ihrer Stelle darauf nicht. Deshalb sollten auch Sie in Ihr Zimmer gehen und versuchen, ein wenig zu schlafen.«

»Sie meinen, er kommt erst in der nächsten oder übernächsten Nacht, Sir Vincent?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Er spielt mit uns, verstehen Sie? Mal ist er da, mal nicht.«

»Gut, wie Sie wünschen.«

Wir waren beide zu Bett gegangen und ich war sofort weggesackt. Wie es ihm ergangen war, wußte ich nicht, aber jetzt war er wach, davon ging ich aus.

Und ich schlief ebenfalls nicht mehr.

Hatte uns etwas geweckt? Ein Geräusch, das wir beide gehört oder das wir nur im Unterbewußtsein wahrgenommen hatten?

Es hatte keinen Sinn, wenn ich mir darüber Gedanken machte. Wollte ich mehr erfahren, mußte ich Sir Vincent fragen.

Er war ein komischer Kauz, der allein auf seinem Schloß lebte. Er brauchte nicht zu arbeiten, er ließ auch nicht arbeiten, sein Vermögen reichte bis zu seinem Lebensende aus. Das hatte er mir mit einem gewissen Stolz in der Stimme erklärt, und ich hatte ihn darum beneidet.

»Jeder bekommt eben das, was er verdient«, hatte mir der kauzige Adelige erklärt, der gar nicht so alt war, wie er aussah, aber des öfteren sehr senil tat, womit er die Leute schon an der Nase herumführte, vor allen Dingen seine Verwandschaft, wie er mir im Vertrauen gesagt hatte. Die setzten sich für ihn nur aus Blutsaugern zusammen.

Blutsauger. Vampire, wie auch immer, dieses alte Schloß wäre auch für einen Untoten eine herrliche Heimat gewesen. Aber damit hatte Sir Vincent nicht zu tun. Für ihn gab es andere Probleme.

Ich hatte das Zimmer verlassen und schritt durch einen finsteren Gang.

Ich bildete mir ein, durch einen Tunnel zu gehen, an dessen Wänden sich ein geheimnisvolles Leben abspielte. Ich passierte zahlreiche Bilder, die sogenannte Ahnengalerie, die zu jedem Schloß gehörte.

Es waren düstere Gemälde. Sowohl die Männer als auch die Frauen schauten nicht eben freundlich drein. Sehr hart, einfach herrschsüchtig, als wollten sie dem Betrachter mit ihren Blicken Angst einjagen.

Besonders die Personen, die in voller Rüstung gemalt waren, sahen aus, als machte es ihnen Spaß mit dem Tod Karten zu spielen.

Ich erreichte das Ende des Ganges und eine etwas hellere Umgebung, in der auch der Beginn der Treppe lag.

Davor blieb ich stehen, die Hand auf das Geländer gestützt. Ich schaute durch die Lücke in die Halle hinunter, in der ein Licht brannte. Immerhin etwas. Es konnte sein, daß es sich der Hausherr auch in der Halle bequem gemacht hatte.

Im Kamin jedenfalls loderte kein Feuer, das hätte ich sofort bemerkt.

Ich ging die Treppe hinab. Hoch über mir sah ich die getäfelte Decke.

Kleine Lampen waren in die Holzquadrate eingelassen worden, aber keine schickte ihren Lichtstrahl nach unten. In diesem alten Schloß schien die Elektrizität überflüssig zu sein.

Ich befand mich bereits auf dem letzten Absatz der Treppe, als ich aus der Halle das Räuspern hörte, dann ein Lachen und schließlich die Stimme des Adeligen. »Sie können ruhig schneller gehen, Mr. Sinclair. Ich habe Sie erwartet. Kommen Sie, lassen Sie mich nicht allein. Das gehört schließlich zu Ihrem Job.«

Was zu meinem Job gehörte oder nicht, brauchte er mir nicht zu sagen; im selben Tempo marschierte ich auf das Licht zu, das zumindest einen Teil der Halle ausleuchtete.

Früher hatten hier bestimmt Fackeln gerußt, heute war das alles bequemer und sauberer. Der Lord hatte eine der Deckenleuchten eingeschaltet. Es war keine antike Lampe, sondern ein normales Viereck aus Holz, an dessen Seiten vier Schalen standen. Hinzu kamen die Lampen an der Wand, die ebenfalls einen blassen Schein abgaben, der sich auf dem Stoff der alten Sitzmöbel verlor.

Sir Vincent Mosley saß in einem Sessel, und er hockte zugleich unter dem Licht. Es war ein alter typisch englischer Ledersessel mit einer hohen Rückenlehne, mit Messingknöpfen an den Nähten, einer breiten Sitzfläche und relativ hohen Armlehnen. Ein zweiter Sessel stand in einem bestimmten Winkel neben dem ersten, und die beiden waren so aufgebaut, daß die dort Sitzenden auf den großen Kamin schauen konnten. Der ragte tief in die Wand hinein. Wenn kein Feuer darin loderte, so wie jetzt, sah der Kamin aus wie ein finsteres Loch. Oder

der Eingang zu einer unheimlichen Welt, in der die Dunkelheit regierte.

Sir Vincent deutete auf den freien Sessel. Er glich seinem wie aufs Haar.

»Setzen Sie sich, Mr. Sinclair, und leisten Sie mir Gesellschaft. Wir können ja wohl nicht schlafen.«

Ich gab die Antwort, als ich saß. »Ja, ich bin plötzlich wach geworden.«

Der Lord blickte mich an. Er lächelte. Um seine Augen herum erschien ein Kranz aus Falten. »Sehen Sie, da haben wir beide wieder eine Gemeinsamkeit, Mr. Sinclair.«

»Dann konnten Sie auch nicht mehr schlafen?«

»Richtig, Mr. Sinclair. Nur habe ich es vorgezogen, mich nicht so perfekt anzuziehen wie Sie.« Er deutete an sich hinab. »Sie sehen ja, daß ich es mir bequem gemacht habe.«

Das stimmte, denn der Lord trug einen dunkelbraunen Hausmantel, durch dessen Stoff gelbliche Karos gewebt waren. Ein unifarbenes Hemd, ein Halstuch, eine Cordhose und flache Schuhe rundeten sein Outfit ab.

Das Haar, schon leicht ergraut, hatte er straff zurückgekämmt. Durch die beginnende Glatze sah die Stirn sehr hoch aus, und die ungewöhnlichen, bogenförmigen Augenbrauen gaben ihm einen arroganten Ausdruck. Seine Nase war gerade. Schmale Lippen bildeten den Mund. Das eckige Kinn war völlig bartlos.

Zwischen uns stand ein kleiner Tisch. Aber nicht von ungefähr, denn dort hatte der Lord sein Lieblingsgetränk aufgebaut. In einer Kristallkaraffe schimmerte goldbrauner Whisky, den, das hatte er mir gesagt, man nirgendwo kaufen konnte. Er wurde extra für ihn gebraut, und den Namen der kleinen Privatbrauerei hütete er wie ein Geheimnis. Deshalb nannte er sein Getränk auch »Secret Malt«.

Mir hatte er auch ein Glas eingeschenkt. »Bitte, Mr. Sinclair, nehmen Sie einen kräftigen Schluck. Sie werden es nicht bereuen. - Ich finde, daß wir uns die Nacht verkürzen sollten.«

Er selbst hatte sichsschon einen Dreifachen eingeschenkt, und ich wollte ihn nicht enttäuschen. Ich zog den Stöpsel aus der Karaffe, und schon stieg mir der Duft entgegen, der einfach wunderbar war. Daß ich ihn aufnahm und dabei nickte, erfreute den Lord. Während ich einschenkte, lobte er sein Getränk als das beste der Welt. »So etwas werden Sie suchen müssen, Mr. Sinclair, und Sie werden solch ein edles Getränk nie finden.« Er hob sein Glas an, schaute hinein und sagte dann: »Trinken wir am besten auf ihn.«

Ich runzelte die Stirn. »Auf ihn, sagten Sie?«

»Ja«, schnappte er, »auf ihn. Auf unseren Gast, der sicherlich erscheinen wird.«

Ich hatte zwar eine bestimmte Ahnung, fragte aber trotzdem nach. »Und wer soll dieser Gast sein, Sir Vincent?«

»Es gibt nur einen, der hier nächstens erscheinen wird. Der Fallbeil-Mann…«

***

Der Lord hatte den letzten Satz gesagt, als ich den herrlichen Whisky noch auf der Zunge schmeckte, und ich hatte Mühe, ihn normal zu trinken und mich nicht zu verschlucken. Das Glas leerte ich zur Hälfte, sah, das mich der gute Sir Vincent von der Seite her beobachtete, dann beugte ich mich vor und stellte das Glas wieder ab. »Sehr gut!« lobte ich seinen Privattrank. »Wirklich ausgezeichnet.«

»Ja, das stimmt. Er paßt in diese Zeit.«

»Sie meinen das speziell, nicht allgemein?«

»So ist es.«

»Und Sie denken dabei an den Fallbeil-Mann!«

»Ausgezeichnet, Mr. Sinclair. Wollen wir hoffen, daß er kommt. Sie sollen ja nicht grundlos hier leben.« Er hob wieder sein Glas an, lächelte etwas säuerlich, bevor er sein »Cheers« sagte, um das kleine Kristallgefäß zu leeren.

Ich trank nicht und wartete auch mit einer Bemerkung. Dann kam ich doch indirekt auf den Fallbeil-Mann zu sprechen. »Hören Sie, Sir Vincent, diese Person…«

»Ja bitte?« Er unterbrach mich und schenkte sich nach. Der Knabe konnte einiges vertragen.

»Kann es sein, daß sie uns geweckt hat?«

Der Lord dachte nach. Er starrte dabei in sein Glas, bewegte die Lippen und machte »Hohlwangen!«

»Ja, das ist durchaus möglich«, gab er schließlich zu.

»Aber Sie haben ihn nicht gesehen?«

Sir Vincent starrte auf den Kamin. »Nein, natürlich nicht. Dann hätten Sie auch Bescheid gewußt.«

»Und wodurch sind Sie wach geworden?«

Er brauchte mal wieder einen Schluck und trank den Whisky schmatzend und genießerisch. Danach deutete er gegen seine Brust. »Ich habe etwas wie eine innere Uhr. Auf sie kann ich mich verlassen, und ich sage Ihnen, daß ich oft hier sitze. Mal schaue ich ins Feuer, mal nicht. Aber das hier ist mein Platz.«

»Warten Sie dann auf ihn?« Ich wollte heute alles sehr genau wissen.

Der Lord kicherte wie ein kleiner Junge. »Auf ihn warten? Darauf, daß er hier erscheint, mir einen guten Tag wünscht und mir dann den Kopf abschlägt?«

»Das nicht gerade. Sie werden an Ihrem Kopf hängen.«

»Stimmt.«

»Aber was treibt Sie aus dem Bett?«
»Ich bin nicht mehr der Jüngste, Mr. Sinclair. Oft kann ich in der Nacht nicht schlafen. Dann wandere ich durch mein Schloß und bleibe schließlich hier hängen.«
»Schön.«
»Ich weiß nicht, ob es schön ist, Mr. Sinclair, aber ich kann Ihnen sagen, daß in dieser Nacht sicherlich noch etwas passieren wird. Davon bin ich überzeugt,«
»Warum?«
»Ahhh, Gefühl.«
»Gut, das hatte ich auch. Wir werden also warten müssen, ob noch etwas passiert?«
»So ist es, Mr. Sinclair. Und der gute Whisky wird uns dabei helfen, die Zeit zu vertreiben.« Er lächelte. »Sie sind doch gekommen, um ihn zu stellen. Deshalb müssen Sie sich in Geduld üben. Er kommt nicht auf Abruf.«
Ich lächelte den Lord an, der das Lächeln erwiderte. »Haben Sie eigentlich nie Angst davor gehabt, geköpft zu werden, Sir Vincent?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
»Sagen wir, es ist das Gefühl gewesen. Ich lebe noch, und ich weiß, daß jedes Schloß in merry old England seine Vergangenheit hat, die in der Gegenwart noch existent ist. Da gibt es Gespenster, mal Poltergeister, mal rätselhafte Frauen, die als Gespenster durch die Gänge gleiten. Es gibt kopflose Rächer, es gibt die wundersamsten Personen, und ich kenne den Fallbeil-Mann.«
Ja, den kannte er. Und er bereitete ihm auch Sorgen. Sonst hätte er sich nicht an Scotland Yard gewandt, denn der Fallbeil-Mann war wieder aktiv geworden.
Leider nicht als Geist, sondern als blutiger Rächer, denn er hatte Köpfe hinterlassen.
Einfach so.
Glatt abgetrennt von den Körpern. Wie von einer Guillotine.
Und sie gehörte dazu. Er und sein Mordwerkzeug waren zu einem Trauma geworden. Ein Fluch aus der Vergangenheit. Er holte sich Opfer und ließ nur die Köpfe zurück.
Es hatte zwei Nonnen aus dem nahen Kloster erwischt und einen Touristen aus Wales, der in dem Kloster ein Nachtlager gefunden hatte.
Der Fallbeil-Mann war plötzlich aufgetaucht, und er hatte eben die Köpfe als Erbe hinterlassen.
»Fürchten Sie sich, Mr. Sinclair?«
»Sollte ich das?«
Der Lord lachte leise. »Sie sehen wirklich so aus, als würden Sie sich

fürchten.«
»Nein, Sie irren sich. Ich bin gespannt. Und ich bin auch gespannt darauf, ob wir Glück haben.«
»Sie meinen damit, ob er kommt?«
»Auch das.«
Der Lord legte den Kopf zurück. »Trinken wir darauf, daß er kommt und uns die Wahrheit hinterläßt. Ja, es wäre gut, wenn Sie einen Kopf sehen, obwohl es für denjenigen, der seinen Kopf verliert, nicht eben nett ist.«
»Sehr schön gesagt.«
»Ich habe Humor.«
»Und er arbeitete mit dem Fallbeil.«
»Ja, Mr. Sinclair, mit dem Fallbeil. So glatt und sicher kann kein Henker schlagen.«
»Obwohl die Guillotine doch mehr in Frankreich ihre Heimat hatte, wenn ich mich nicht irre.«
»Ja, das stimmt schon, aber nicht alles ist schlecht, was aus dem Ausland kommt, Mr. Sinclair. Das haben selbst wir eingesehen.«
»Sorry, Sir, aber das ist Ansichtssache.«
Er nickte. »Stimmt. Lebten wir einige Jahrhunderte früher, dann hätte ich keine Polizei oder Obrigkeit eingeschaltet, aber heutzutage kann man nicht tatenlos zusehen, wie einem Spuk Menschenleben zum Opfer fallen.« Er trank, schmatzte dabei und seufzte. »Leider ist die Hochzeit des Adels vorbei. Alles wird in den Dreck gezogen. Sie brauchen nur die Gazetten aufzuschlagen. Voll von Geschichten über die Royais. Früher hätte sich darum niemand gekümmert. Da haben wir auch unsere Spaße gehabt, denn das gehörte dazu. Es war so etwas wie ein Privileg. Aber das ist leider vorbei.«
Er hatte erzählt, ich hatte auch zugehört, aber zugleich hatte ich die Ohren gespitzt, denn mir war ein anderes und auch fremdes Geräusch aufgefallen. Es hatte sich angehört wie ein Rumpeln oder Schaben und war in einer bestimmten Lautstärke und verbunden mit einem bestimmten Echoklang an meine Ohren gedrungen.
»Nun, Mr. Sinclair, habe ich nicht recht mit meiner Behauptung gehabt? Früher war es…«
»Können Sie mal still sein, Sir?«
Er blähte für einen Moment die Nasenflügel auf, ein Zeichen seiner Entrüstung.
»Bitte!«
»Ja, ist schon gut. Ich halte meinen Mund. Aber Sie müssen mir auch den Grund erklären, Mr. Sinclair.«
»Ich habe etwas gehört.«
»Ach.« Er räusperte sich. »Was denn?«
Ich deutete nach oben.

»Wenn mich nicht alles täuscht, ist dieses Geräusch auf dem Dach erklungen.«

Er sagte nichts. Dafür stellte er sein Glas ab. Dann stand er auf und schaute zur Decke. »Über uns, Mr. Sinclair? Wirklich über uns. In einem der Zimmer?«

»Nein, nein, mehr in Richtung Dach.«

Er lächelte. »Das kann er sein. Ja, er ist da. Er…er - hat eine Überraschung für uns.«

»Wie schön.«

Der Lord setzte sich wieder. »Deshalb sollten wir ruhig sein und abwarten.«

Es blieb uns nichts anderes übrig. Ich war mehr der Ansicht, daß der gute Lord schon Bescheid wußte, aber mit gewissen Informationen hinter dem Berg hielt.

Es wurde still zwischen uns. Nur das Atmen war zu hören, und das auch nur sehr leise. Wir hatten unsere Blicke auf den Kamin konzentriert.

Dieses erste Geräusch war mir vorgekommen, als wäre es wie ein Echo durch den Kamintunnel nach unten an meine Ohren gelangt. Ich wollte den Lord gerade fragen, wo der Kamin genau endete, da klang das Geräusch abermals auf.

Ein Rumpeln und Poltern, als hätte jemand etwas verschoben. Dann hörten wir andere Laute, einen Schlag, einen leisen Schrei, was auch eine Täuschung sein konnte, jedenfalls hörte das Rumpeln nicht auf, und durch den Kamin wurde es zu einer schaurigen Botschaft. Dieser Hohlraum leitete es weiter.

Wir saßen unbeweglich in unseren Sesseln, die Blicke nach vorn gerichtet.

Aus dem Kamin quollen Staub und Ruß in dicken Wolken in die Feuerstelle.

Den Gegenstand, der nach unten gefallen war, noch einmal auftickte und liegenblieb, konnten wir gerade noch so erkennen.

Der Lord sagte nichts mehr.

Er stand auch nicht auf. Er hielt nur die Augen geschlossen und war kalkweiß geworden.

Ich aber war in die Höhe gesprungen. Mit wenigen Schritten hatte ich mein Ziel erreicht, um herauszufinden, ob sich mein schrecklicher Verdacht bestätigte.

Der Ruß und der Dreck hatten sich inzwischen wieder gesenkt, so daß ich den Gegenstand nun genau erkennen konnte, der in der Feuerstelle lag.

Er war rund und rußig. Trotzdem konnte ich erkennen, daß es ein Kopf war.

Der Kopf einer Nonne!

***

Mein Job brachte es mit sich, immer wieder mit makabren und unheimlichen Situationen konfrontiert zu werden, aber ich war nicht so abgebrüht, um über einen derartigen Anblick hinwegzugehen, denn dieser Kopf sah schrecklich aus.

Er lag so, daß ich in das Gesicht schauen konnte, wo die Augen sogar noch offen waren. Sie wirkten irgendwie künstlich, und der Schrecken spiegelte sich darin. Er leuchtete mir entgegen. Da waren die Gefühle der Frau gespeichert, die sie in den letzten Sekunden ihres Lebens durchlitten hatte. Meine Hand zuckte schon vor, um den Kopf zu berühren, auf dessen Haar noch die Haube wie festgeleimt saß, als ich hoch über mir, verstärkt durch den Kamin, wieder das Schaben vernahm.

Er war noch da!

Eine Chance?

Ich wußte es nicht. Ich wollte ihn auf jeden Fall sehen. Vielleicht war es ja trotz der dunklen und diesigen Nacht möglich. Und deshalb jagte ich quer durch die Halle auf die breite Eingangstür zu, verfolgt von Lauten, die der Lord produzierte.

Ich zerrte die schwere Tür auf und gelangte in den Vorhof des alten Schloßes. Früher war es einmal von einer Schutzmauer umgeben gewesen. Von ihr standen nur noch Fragmente, die mit Gestrüpp überwachsen waren. Nur wenige Schritte von mir entfernt sah ich so ein vergessenes Stück Mauerwerk.

Ich lief mit eiligen Schritten darauf zu. Über mir und um mich herum tanzte der seichte Dunst. Die Sicht war wirklich nicht gut, aber zurück wollte ich auch nicht mehr. Das stehengebliebene Stück Mauer sah aus wie ein von der Zeit vergessener Hügel, den ich erklettern mußte, um eine einigermaßen gute Sicht zum Dach des Schlosses zu haben.

Der Bewuchs war feucht geworden. Schon beim ersten Klettern mußte ich achtgeben, nicht auszurutschen, aber es gab genügend Spalten, in die ich meine Füße hineinschieben konnte. Auch meine Hände fanden Halt, dann konnte ich den rechten Fuß auf einen kleinen Vorsprung setzen, und mit einem großen Schritt erreichte ich die Kuppe dieses stehengebliebenen Stück Mauerwerks.

Einige Zweige waren mir noch im Weg. Ich drückte sie zur Seite, dann konnte ich gegen die Frontseite des Schlosses schauen, das wie ein breiter Koloß in die Höhe schob und von der Dunkelheit und Dunstschwaden umwabert wurde.

Ich wußte auch, wo die Esse aus dem Dach ragte, die zu dem großen Kamin in der Halle gehörte. Meine Taschenlampe hätte diese Entfernung nicht überwinden können, so versuchte ich, die Dunkelheit mit Blicken zu durchdringen.

Hielt sich dort oben noch jemand auf?

Der aufkommende Wind tat mir den Gefallen und schob in Dachnähe den Dunst zur Seite, so daß sich für einen Augenblick die Sichtverhältnisse besserten.

Deshalb sah ich dort die Gestalt.

Sie malte sich mehr wie ein schwacher Schatten ab. Und sie stand neben dem Kamin, war größer als er, aber es gab dort noch etwas, daß mich irritierte.

Einen mächtigen Gegenstand, der wiederum größer war als der Kamin und auch die Gestalt.

Das Fallbeil?

Es konnte sein, mußte aber nicht. Jedenfalls hatte die Gestalt ihren Platz noch nicht verlassen. Sie stand dort, als wäre sie noch nicht fertig, zumindest hatte ich den Eindruck.

Und dann bewegte sich etwas.

Zuerst auf dem Dachfirst. Einen Moment später rutschte etwas an der Dachschräge entlang. Zuerst langsam, dann immer schneller und sich dabei überschlagend.

Dann war es passiert.

Über die Dachkante hinweg sprang dieser Gegenstand förmlich und fiel in die Tiefe.

Erst jetzt erkannte ich ihn. Da pendelten plötzlich Arme und Beine wie bei einer Puppe, aber es gab keinen Kopf mehr. Wenig später schlug der Torso mit einem dumpfen Laut zwischen mir und dem Haus auf den Boden auf, wo er liegenblieb.

Innerlich zitterte ich, denn dieses Schauspiel hatte mich arg mitgenommen.

Noch verließ ich meinen Beobachtungsposten nicht, weil ich sehen wollte, was auf dem Dach passierte.

Dort geschah etwas.

Woher das rote Leuchten kam, wußte ich nicht. Jedenfalls erinnerte es mich an einen plötzlichen Gruß aus der Hölle. Es war wie das Glühen des Feuers oder das Abendrot. Die Farbe durchbrach die Dunkelheit. Da störte auch nicht mehr der Dunst, denn die Gestalt dort oben zeichnete sich überdeutlich ab.

Der Fallbeil-Mann sah aus wie ein alter Henker. Nackter Oberkörper, eine Kapuze über dem Kopf, und neben sich hatte er die Guillotine stehen.

Dann war er weg.

Die Nacht und der Dunst hatten ihn verschluckt. Das rote Leuchten war verschwunden, die Normalität der Nacht hatte uns wieder, aber es gab eine Veränderung.

Langsam ließ ich die angehaltene Luft ausströmen. Mir rann es ebenfalls kalt den Rücken hinab, was nicht unbedingt mit der Kühle der Nacht zu tun hatte. Diese Kälte kam von innen. Das Wissen um

den Fallbeil-Mann hatte dafür gesorgt, und ich merkte, wie ich zu frieren anfing.

Ich kletterte den Mauerrest wieder hinunter. Mit staksigen Schritten ging ich dorthin, wo der Torso liegen mußte. Auf dem Boden zeichnete er sich als dunkler Gegenstand ab. Aus einer gewissen Entfernung sah er aus wie ein Sack, aber ich wußte, daß dem nicht so war. Ich hatte den Körper fallen sehen, und ich stand dann vor ihm.

Diesmal holte ich die kleine Lampe hervor. Der Strahl wanderte über einen Torso hinweg, und in seinem Schein schimmerte auch das Blut wie ein makrabrer Gruß.

Die Nonne trug noch ihre Tracht. Das fiel mir auf. Ich dachte daran, daß der Kopf auch von der Haube verdeckt war, und jetzt sah ich ihre schwarze Kutte.

In meinem Hals hatte sich der Kloß festgesetzt. Der Schweiß stand mir auf der Stirn. Selbst die kühle Umgebung konnte ihn nicht trocknen oder zurückhalten.

Ich schaltete die Lampe aus und ging mit sehr langsamen Schritten wieder zurück zur Eingangstür. Kein Muskel zuckte dabei in meinem Gesicht. In dieser Nacht hatte der Fallbeil-Mann wieder zugeschlagen und mir das Opfer praktisch vor die Füße gelegt. Und wieder war es eine Nonne aus dem nahen Kloster gewesen. Da mußte es einfach einen Zusammenhang geben, über den ich mit dem Lord unbedingt sprechen mußte, falls dieser dazu in der Lage war und seinen Kummer nicht schon weiter in Whisky ertränkt hatte.

Ich drückte mit der rechten Schulter die schwere Tür auf. In der Halle hatte sich auf den ersten Blick hin nichts verändert. Noch immer brannte unter der Decke das Licht, und in seinem Zentrum hockte Lord Vincent Mosley.

Er regte sich nicht, als er meine Schritte hörte, denn ich ging direkt auf ihn zu. Neben dem Sessel blieb ich stehen. Der Lord hielt das Glas mit Whisky in der Hand, ohne zu trinken. Er hatte mich endlich bemerkt und drehte den Kopf. »Sie waren draußen, Mr. Sinclair?« Er sagte die Worte mit schwerer Stimme. »In der Tat, Sir!«

Er nickte. »Haben Sie auch etwas gesehen? Vielleicht ihn, den Fallbeil-Mann?«

»Was denken Sie?«

»Ach, fragen Sie nicht. Ich habe mir das Denken abgewöhnt.«

»Gut, dann werde ich mit offenen Karten spielen, Sir Vincent. Ja, ich habe ihn gesehen.«

»Sehr gut.«

»Kennen Sie ihn?«

Es dauerte eine Weile, bis er nickte. »Ja, ich sah ihn des öfteren. Er ist nicht nur der Fallbeil-Mann, er ist auch ein Henker. Oder wie ein alter Henker gekleidet. Mit einem nackten Oberkörper, mit einer

schwarzen Kapuze über dem Kopf, mit einer engen Hose. So sieht er doch aus oder?«

»Richtig.«

»Er ist unser Hausgespenst.«

»Wenn Sie davon überzeugt sind, kann ich dagegen nichts sagen, Sir. Aber er ist auch ein Nonnentöter.«

Sir Vincent nahm einen Schluck. Dann stellte er das Glas laut auf den Tisch. Er streckte den jetzt freien Arm aus und deutete auf den Kamin.

»Der Kopf, der dort liegt, gehört er wieder einer Nonne, Mr. Sinclair?«

»Ja. Und draußen liegt der Torso. Ein Rumpf ohne Kopf, wenn Sie verstehen, Sir.«

»Sicher, das kenne ich ja.« Er kicherte. »Ich bin es gewohnt. Es ist nicht das erste Mal.«

»Das hört sich an, als wüßten sie Bescheid.«

»Nein, nein.« Er schüttelte den Kopf. »Ich habe alles nur hingenommen, bis jetzt. Was soll ich sonst machen?«

»Die Polizei rufen?«

Auf einmal lachte er so laut, daß es durch die Halle schallte. »Polizei? Von wem sprechen Sie? Von unseren Dorfpolizisten?«

»Zum Beispiel.«

»Nichts«, sagte er, »die haben damit nichts zu tun, wenn Sie verstehen. Die würden es auch nicht begreifen. Zudem haben sie selbst Angst vor gewissen Dingen.«

Ich konnte mich nur wundern. »Aber es sind mehrere Morde passiert. Sie müssen doch etwas getan haben!«

»Habe ich auch, Mr. Sinclair. Ich habe mich mit Sir James, Ihrem Chef, in Verbindung gesetzt.«

»Das ist mir bekannt. Aber vorher ist auch schon etwas passiert. Da hat es ebenfalls Tote gegeben, sonst wäre ich nicht hier. Sie müssen dort reagiert haben.«

»Natürlich. Aber hier bleibt alles unter uns. Das ist nicht wie bei Ihnen in London. Und Sie werden das gleiche tun wie ich, das rate ich Ihnen sehr.«

»Was ist das denn?«

»Wir haben hier Telefon. Das Kloster hat ebenfalls Telefon. Rufen Sie dort an und sagen Sie der Oberin, daß Sie ein weiteres Opfer abholen muß. Sie hat das schon zweimal getan, glauben Sie mir.«

Ich verzog das Gesicht wie nach einem Schluck Zitronensaft. »Die Nonnen haben die Toten abgeholt, einschließlich des Touristen?«

»So ist es.«

»Und weiter?«

»Man hat sie begraben. Man wird eine Messe für die Toten gehalten haben. Man spricht Gebete, wie das nun mal so ist, Mr. Sinclair. Aber

das brauche ich Ihnen nicht zu sagen.« Er klopfte mir gegen den Arm. »Ich kann Ihren Schreck verstehen, den Sie bekommen haben, und freuen Sie sich darüber, das ich auch noch hier bin.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich werde Ihnen dann wohl ein Stück Arbeit abnehmen und selbst im Kloster anrufen. Ist das ein guter Vorschlag?«

»Haben Sie es immer so gehalten?«

»Wenn es nötig war, schon.«

Ich schüttelte den Kopf. Das Leben bot immer wieder neue Überraschungen, und ich fragte mich, ob ich dieses »Spiel« mitmachen sollte.

Schließlich war ich Polizist, doch wir befanden uns hier nicht in London, sondern auf dem flachen Land, wo noch immer eigene Gesetze herrschten, mit denen die Bewohner bisher wohl gut zurechtgekommen waren.

Okay, sie brauchten ihre Polizei, aber nur, wenn es um ganz normale Fälle ging: Diebstahl, Autounfälle, Streit unter Nachbarn. Bei normalen Morden wurden die Kollegen auch eingesetzt, aber hier war kein normaler Fall. Da reagierte man eher hilflos.

Wenn ich das alles in Betracht zog, glich es schon einem kleinen Wunder, daß sich der Lord bei meinem Chef gemeldet hatte, um Hilfe für seine Situation zu holen.

»Na, Mr. Sinclair, sind Sie zu einem Entschluß gelangt?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Lassen Sie es uns so machen wie immer. Ich werde die Dinge regeln.«

Der Lord stand auf. Er stützte sich dabei an den Armlehnen des Sessels ab. »Ich habe keinem gesagt, daß Sie hier sind, und Sie sollten sich, wenn die Nonnen kommen, um ihre Schwester abzuholen, auch nicht unbedingt zeigen. Bleiben Sie auf Ihrem Zimmer - und nehmen Sie sich eine Flasche Whisky mit. Er tötet auch Ihre Sorgen. Unternehmen können Sie sowieso nicht viel.«

»Warum sagen Sie das?«

Sir Vincent war neben einem schwarzen Telefon stehengeblieben.

»Warum ich Ihnen das sage? Weil es zu den Spielregeln gehört, die hier herrschen.«

»Wenn Sie das denken, hätten Sie mich erst gar nicht herkommen lassen dürfen.«

Er überlegte. »Eigentlich schon. Da haben Sie recht. Wir hätten Sie nicht herkommen lassen dürfen, wie auch immer. Aber Sir James war davon überzeugt, daß Sie die Fälle lösen werden. Ich weiß nicht, wie Sie jetzt darüber denken, doch es wird nicht leicht sein. Sie müssen uralte Gesetze brechen und das auslöschen, was einmal in der Vergangenheit geschehen ist.«

»Das hört sich nach einem alten. Fluch an.«
»Hm.« Der Lord überlegte. »Vielleicht ist es auch ein alter Fluch. Sehen Sie, der Fallbeil-Mann ist ein Henker. Er hat viele Menschen auf dem Gewissen, und er kann keine Ruhe finden. Er geistert umher und muß erneut töten. Das ist sein Schicksal. Einer muß kommen, um ihn davon zu befreien. Erst dann werden wir Ruhe haben.«
»So wie Sie das gesagt haben, hört es sich an, als wüßten Sie mehr, Sir Vincent.«
»Ich weiß zuwenig. Ich weiß auch nicht, warum er gerade die Nonnen tötet. Ich habe schon überlegt und in der Chronik dieses Hauses nachgeschaut, aber es gab keinen Hinweis auf den Fallbeil-Mann. Von hier ist er wohl nicht gekommen.«
»Kann es denn sein, daß man ihn bewußt nicht erwähnt hat?«
»Sehr gut, Mr. Sinclair, das ist durchaus möglich. Man hat ihn vergessen, man hat ihn ausgelassen. Man wollte keine Schande über den Namen bringen.«
»Apropos Namen, Sir. Dieser Fallbeil-Mann muß doch auch einen haben.«
»Sicher. Nur kenne ich ihn nicht, und das müssen Sie mir glauben, Mr. Sinclair. Ich hätte Ihnen den Namen sofort genannt, aber es ist leider nicht möglich. Wie gesagt, nehmen Sie meinen Vorschlag an, ziehen Sie sich zurück. Ich werde mit der Oberin sprechen.«
»Wie heißt die Frau?«
»Es ist Schwester Anna. Eine weise Frau, die das Leben kennt, obwohl sie in einem Kloster lebt. Sie nimmt die Dinge so, wie sie sind. Sie weiß, daß ihr und ihren Schwestern von einer anderen Macht eine schwere Prüfung auferlegt wurde. Da müssen die frommen Frauen durch. Der Fallbeil-Mann will es so.«
Ich kam mit dieser Folgerung nicht zurecht. Sie war nichts für einen Mann wie mich, der es gewohnt war, gegen die Feinde zu kämpfen.
Deshalb schüttelte ich auch den Kopf, obwohl ich Sir Vincent Mosley zustimmte. »Ich werde mich zurückziehen, aber nicht in mein Zimmer, sondern mich außerhalb des Schlosses aufhalten.«
»Das bleibt Ihnen überlassen, Mr. Sinclair. Wenn es Ihnen nicht zu kalt ist, bitte. Ich muß telefonieren.«
»Tun Sie das.«
»Der Lord wählte die Nummer, während ich an den Kamin herantrat und mir noch einmal den dort liegenden Kopf anschaute. Er war noch immer von einer Rußschicht und von Blut an den Schnittstellen bedeckt. Das Gesicht war noch nicht sehr alt. Soviel ich erkennen konnte, zeigte die Haut keine Falten, aber der Blick dieser starren Augen traf mich schon hart. Es sah für mich so aus, als wollte mir die Tote einen Vorwurf machen, daß ich sie nicht gerettet hatte. Ich wandte mich wieder ab und spürte den Schauer auf meiner Haut. Der

Lord hatte einige Male von einem Kloster gesprochen. Ich erinnerte mich daran, es auf der Herfahrt gesehen zu haben. Zwar nur aus der Ferne, und ich hatte auch ein Hinweisschild entdeckt, aber ich wußte, wie ich es erreichen konnte, wenn nötig. Und wahrscheinlich würde ich das noch in dieser Nacht tun.«

Sir Vincent Mosley hatte wieder aufgelegt. Er blieb neben dem Telefon stehen und schaute mich an. »So, Mr. Sinclair, aus meiner Seite ist alles erledigt.«

»Sehr gut«, sagte ich.

»Und wie haben Sie sich entschieden?«

»Es bleibt dabei. Ich werde nicht hier im Schloß bleiben und mich draußen umsehen.«

»Das ist mir auch recht.«

»Eine Frage hätte ich noch«, sagte ich beim Gehen. »Dauert es lange bis die Nonnen hier sind?«

Der Lord schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht. Die Oberin will sofort losfahren.«

»Und wie hat sie reagiert, als sie hörte, was in dieser Nacht passiert ist?«

Sir Vincent überlegte nicht lange. »Sehr gut, würde ich sagen. Sie hat es aufgenommen wie immer. Was hätte sie auch tun können?«

»Sich wehren, Sir. Oder will sie so lange warten, bis alle ihre Schwestern ermordet worden sind?«

»Das glaube ich nun doch nicht.«

»Ich werde mit ihr reden.«

»Das dachte ich mir. Aber lassen Sie die Frauen erst einmal die sterblichen Überreste holen. Sprechen können Sie später mît ihnen.«

»Mal sehen«, sagte ich nur und verließ das Schloß.

***

Es war eine Nacht, in der sich die feuchten Tücher gebildet hatten, die nun über den Wiesen, Hügeln und Wäldern hingen, als wollten sie die gesamte Landschaft umschmeicheln und umfangen. Es wäre romantisch gewesen, hätte ich dies alles am Tage sehen können, so aber kam die Dunkelheit der Nacht hinzu und sorgte dafür, daß ein menschliches Auge seine Grenzen aufgezeigt bekam.

Ich hatte meinen Wagen zwar vor dem Schloß abgestellt, aber er stand so, daß er nicht sofort entdeckt werden konnte, denn eine Buschgruppe deckte ihn zu einer Seite hin ab. Und den anderen Schutz gab ihm die Finsternis.

Ich passierte ihn und fand einen sehr schmalen Weg, der mich um den Bau herum zur Rückseite führte, wo auch der Teich lag und die Trauerweiden standen.

Das kleine Gewässer selbst wurde von einer dichten Rasenfläche

umschlossen, auf der Laubbäume wuchsen, die zu dieser Jahreszeit wie nackte Figuren wirkten, die in der Kälte erstarrt waren.

Die Luft war kalt. Knapp über dem Gefrierpunkt lagen die Temperaturen.

Der Frühling, der zwar angesagt war, ließ sich Zeit bei seinem Kommen.

Sicherlich würde es noch Wochen dauern, bis wir ihn begrüßen konnten.

Meine Füße bewegten sich über den Rasen hinweg. Selbst in der Dunkelheit warfen die Bäume Schatten, und den Teich sah ich wie einen dunklen Spiegel inmitten des Geländes liegen.

Selbst aus der Entfernung hatte er etwas Unheimliches an sich. Er strahlte eine Aura aus, die ich genau spürte, aber ich kam nicht mit ihr zurecht. Und es hing auch nicht mit der Kühle und Feuchtigkeit zusammen, die der Teich abgab.

Der Wind war eingeschlafen. Die Stille näherte sich einem absoluten Punkt, und es waren wirklich nur meine schleifenden Schritte zu hören.

Es gab einen Weg, der, von mir aus gesehen, links am Teich vorbeiführte. Es war die normale Zufahrt zum Schloß hin, und ich wartete darauf, daß sich dort die Scheinwerfer eines Wagens zeigten. Wenn die Nonnen kamen, mußten sie diesen Weg nehmen.

Mein Plan stand fest.

Hier auf dem Gelände des Schlosses würden sie mich nicht antreffen.

Später, wenn sie mit ihrer toten Schwester verschwunden waren, würde ich zum Kloster fahren und der Oberin einige Fragen stellen. Schlaf fand sie und ihre Mitschwestern in dieser Nacht ohnehin nicht.

Von meinem Zimmerfenster aus hatte ich den Teich schon überblicken können. An den Rändern war die Eisschicht komplett verschwunden. Ich trat an das Ufer heran, und mein Blick glitt über die ruhige Fläche hinweg. Ich stand zwischen zwei Trauerweiden. Die Form der Bäume gaben auch meine Stimmung wieder.

Das Wasser kräuselte sich kaum an der Oberfläche. Ich hörte keine Wellen, die klatschend an das Ufer sprangen, und Fische ließen sich nicht blicken.

Ich horchte auf, als ich das Brummen eines Automotors vernahm. Um den Weg zu sehen, mußte ich nur den Kopf um eine Idee nach rechts wenden. Sehr bald schimmerte das Licht der beiden Scheinwerfer wie ein bleiches Totenlicht, das immer wieder vorangeschoben wurde, durch die Dunkelheit. Der Wagen fuhr nicht sehr schnell. Die Marke konnte ich trotzdem nicht erkennen. Immerhin wußte ich, als er an mir vorbeifuhr, daß es sich um einen Kombi handelte.

In ihrer Haut wollte ich nicht stecken. Wieder mußte sie ein Opfer holen.

Der Fallbeil-Mann kannte keine Gnade. Aber warum hatte er sich gerade die Nonnen geholt, abgesehen von einem Touristen, der ihm wohl zufällig in die Quere gekommen war. Warum die Nonnen? Nichts passiert ohne Grund, gar nichts. Da bildeten auch die Mächte der Finsternis keine Ausnahme. Ich war davon überzeugt, daß es zwischen dem Fallbeil-Mann und dem Kloster einen Zusammenhang gab, den ich in der Vergangenheit suchen mußte.

Der Wagen hatte inzwischen das Gelände vor dem Schloß erreicht und angehalten. Jemand stieg aus. Ich hörte, wie der Wagenschlag zugeworfen wurde. In der Stille klangen viele Geräusche viel lauter als tagsüber während der Hauptverkehrszeit.

Wenig später hörte ich Stimmen. Die des Lords war am lautesten. Mich erreichten nur Fragmente von dem, was er sagte, aber er sprach davon, wie leid es ihm tat, wieder vor einem Opfer zu stehen. Was die Nonne antwortete, bekam ich nicht mit. Dann wurde es auch wieder ruhig.

Wahrscheinlich waren sie ins Haus gegangen.

Ich überlegte, ob ich noch länger hier stehenbleiben oder mich lieber in die Nähe meines Rovers begeben sollte, als ich durch das Knacken aus meinen Überlegungen gerissen wurde.

Es war ein Geräusch, das nicht in diese Stille paßte. Als hätte jemand einen Zweig oder kleinen Ast zerbrochen. Ich schaute in die Höhe. Da aber war nichts zu sehen.

Dafür hörte ich wieder das Knacken.

Diesmal hatte ich aufgepaßt. Das Geräusch kam vom Teich.

Abermals hörte ich das Knacken -und wußte Bescheid. Die Lösung war simpel. Kein Zweig oder Ast in der Nähe war zerbrochen, sondern das Eis auf dem Wasser.

Einfach so?

In dieser Nacht war für mich auch das Normale unnormal. Ich konnte noch zwei Schritte gehen, bis ich direkt am Rand des Wassers stand, wo der Boden weicher und feuchter war.

Die Trauerweiden waren meine stummen Wächter. Sie standen nicht so still wie es den Anschein hatte, denn ihre langen, dünnen Blätter bewegten sich zitternd wie Spinnweben, und so streiften sie auch durch mein Gesicht.

Ich drückte das Hindernis zur Seite, das meine Sicht erschwerte, und konzentrierte mich wieder auf die dunkle, schwarz-grüne Oberfläche, die beinahe unbeweglich lag.

Der Teich war wie der Einstieg zu einer unheimlichen Welt. Ich konnte mir gut vorstellen, daß er etwas verbarg.

Mit einem lauten Krachen brach wieder Eis, und ich zuckte erneut zusammen.

Dann kamen die Wellen.

Plötzlich waren sie da, rollten leise klatschend ans Ufer, näßten den Boden vor mir, umspielten meine Schuhspitzen, so daß ich befürchten mußte, nasse Füße zu bekommen, aber das war alles zweitrangig, denn ich entdeckte, was mit dem Wasser geschah.

Irgendwo in der Tiefe mußte sich etwas in Bewegung gesetzt haben.

Das Wasser nahm plötzlich einen dunkelroten Schein an, als sollte es in Blut verwandelt werden.

Ich konnte mir nicht erklären, woher die unheimliche Farbe kam. Aus der Tiefe, aus dem schlammigen Boden?

Das blutige Leuchten blieb, und es machte, so seltsam dies auch war, den Teich auf eine gewisse Art und Weise durchsichtig, so daß ich bis auf den Grund schauen konnte.

Rot wie Blut. Das unheimliche Licht - und Szene, die sich hineinschob!

Ich hielt den Atem an, denn aus der Tiefe stiegen die Schatten empor, die wie lange, dunkle Gardinen in die Höhe schwangen, um die Oberfläche zu erreichen.

Tatsächlich nur Schatten?

Nein, da war auch ein Mensch. Ein Mann, eine Projektion, die zumindest echt aussah: ein Mann mit nacktem Oberkörper und nur mit einer Hose bekleidet. Er hatte dunkle, lockige Haare, und seine Hände waren auf dem Rücken zusammengebunden. Er schaute dabei in die Höhe, als wollte er die Sterne grüßen, und einen Moment später erschien hinter ihm ebenfalls ein Schatten.

Der Fallbeil-Mann, der Henker, über dessen Kopf eine Kapuze gestreift war.

Er stand dort wie eine Drohung, und ich wußte, daß dieser Mann mit den schwarzen Haaren ein Opfer des Fallbeil-Mannes werden würde.

Ich war fasziniert. Vielleicht bewegte sich die bis jetzt noch starre Szene, aber sie tat mir nicht den Gefallen. Plötzlich wehte ein Windstoß über die Oberfläche. Das Wasser geriet in kräuselnde Wellenbewegungen, und einen Augenblick später war diese Szene verschwunden, als hätte es sie nie zuvor gegeben.

Ich atmete tief aus. Ich hörte das leise Klatschen der Wellen dicht vor meinen Füßen und kam mir vor wie jemand, der aus einem Traum erwacht war.

Hier hatte sich mir etwas Neues offenbart. Den Henker kannte ich bereits, nicht aber den Mann mit den schwarzen Haaren, der in diesem Fall eine sicherlich nicht unwesentliche Rolle spielte.

Über meine Arme rann schon eine Gänsehaut, als ich mich umdrehte und über meine Augen wischte. Ich wollte nicht an eine Halluzination glauben. Dieses Bild war erschienen als eine Projektion aus der Vergangenheit, und es hatte mir sicherlich eine Botschaft bringen sollen.

Noch stand ich vor einem Rätsel, und ich nahm mir vor, den Lord nach dem Mann mit den dunklen Haaren zu fragen.

Der Klang von Stimmen lenkte mich ab. Ich drehte mich wieder um und schaute zum Eingang des Schlosses hin, wo das helle Licht der Scheinwerfer die Dunkelheit zerriß.

Sicherlich waren die Nonnen mit ihrer makabren Arbeit fertig und würden losfahren. An meinem Plan, dem Kloster noch in dieser Nacht einen Besuch abzustatten, hatte sich nichts geändert, nur wollte ich die Nonnen erst abfahren lassen.

Sie waren eingestiegen und starteten.

Ob der Lord sie vor seinem Schloß verabschiedete, sah ich nicht, aber ich machte mich wieder auf den Weg, als das Fahrzeug gestartet war.

Wieder nahm ich den schmalen Pfad, passierte meinen Rover und schaute dann dorthin, wo der Torso gelegen hatte.

Die Stelle war leer. Also hatten die Nonnen ihre tote Schwester mitgenommen.

»Es ist alles in Ordnung, Mr. Sinclair.«

Ich erschrak leicht, als ich die Stimme des Lords hörte. Er stand vor dem Eingang und hatte wohl auf mich gewartet. Da dort kein Licht brannte, hatte ich ihn auch nicht sehen können, und so ging ich zu ihm. Ich roch seinen Whiskyatem und er sah meinen fragenden Blick, den er richtig deutete.

»Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen, Mr. Sinclair. Die ehrwürdigen Schwestern haben ihre Pflicht getan, auch wenn es ihnen schwergefallen ist, aber sie wissen ihr Schicksal zu tragen, und daran sollten wir uns ein Beispiel nehmen.«

»Meinen Sie?«

»Was wollen Sie dagegen tun?«

»Eigentlich nichts«, sagte ich leise. »Aber ich habe mich hier auch umgeschaut.«

Der Lord hob die Schultern. »Es ist einfach zu dunkel, um etwas sehen zu können…«

»Wirklich?«

Der Klang meiner Stimme hatte ihn neugierig gemacht. »Ho, das hört sich an, als hätten Sie etwas entdeckt.«

»Durchaus möglich, Sir. Ich hielt mich am Teich auf, weil ich dort vor einer Entdeckung sicher war. Nur habe ich selbst dort etwas entdeckt, und zwar im Wasser.«

Der Mann runzelte die Stirn und sah so aus, als könnte er mir kein Wort glauben. »Im Wasser?« fragte er nach.

»Ja.«

»Dort gibt es nichts, abgesehen von einigen Fischen, aber darauf sind Sie wohl nicht erpicht.«

»Nein, das sicherlich nicht, Sir. Aber in dem Teich, gebadet in rotes

Licht, entdeckte ich plötzlich zwei Personen, von denen ich nur eine kannte.«

Er grinste schief, wie jemand, der nicht glauben konnte, was er hörte. »Im Wasser?«

»Als geisterhafte Projektion.«

»Und wen sahen Sie?«

»Einen kannte ich. Es war der Henker. Und dann erschien eine zweite Person. Ein junger Mann mit schwarzen, lockigen Haaren und nacktem Oberkörper. Seine Hände waren ihm auf dem Rücken zusammengebunden worden. Er sah aus, als stünde man kurz vor seiner Hinrichtung. So habe ich es gesehen. Und nun, Sir Vincent, möchte ich Sie fragen, ob Sie den Mann kennen.«

Er schnaufte, hielt aber seine Hand vor den Mund. »Nein, Mr. Sinclair, weshalb sollte ich ihn kennen? Er ist für mich ebenso fremd, wie ich es für ihn bin.«

»Vielleicht«, gab ich ihm teilweise recht. »Aber ich werde einfach die Vorstellung nicht los, daß dieser Unbekannte mit den dunklen Haaren, der südländisch aussah, etwas mit dem Fallbeil-Mann zu tun hat.«

»Ich kenne ihn nicht. Er hat hier nicht gelebt. Er wird auch nicht zu unserer Ahnenreihe gehören. Sie haben die Bilder selbst in den Gängen gesehen. Erinnern Sie sich an einen schwarzhaarigen Menschen, der so aussah?«

»Das nicht.«

»Dann wird es besser sein, wenn Sie ihn vergessen. Ich habe schon der Oberin gesagt, daß wir nichts tun können. Das Schicksal hat es nicht gut mit uns gemeint, Mr. Sinclair.«

»Sie ergeben sich darin?«

»Ich persönlich schon.« Er breitete die Arme aus. »Was soll ich machen? Außerdem«, der Lord schniefte, »ist mir kalt. Ich werde wieder hineingehen. Kommen Sie mit?«

»Nein, ich bin noch nicht müde.«

»Oh«, gab er etwas blasiert zum Besten. »Haben Sie vor eine nächtliche Wanderung zu machen?«

»Auch.«

»Dann werde ich den Eingang nicht verschließen. Ich wünsche Ihnen trotzdem eine gute Nacht, Mr. Sinclair.« Er nickte mir zu, drehte sich um und ging.

Ich schaute auf seinen Rücken, der immer mehr in der Dunkelheit verschwand und runzelte die Stirn. Irgendwie kam ich nicht mehr zurecht.

Zumindest nicht mit dem Lord. Ich wurde aus ihm nicht schlau. Spielte er mir etwas vor? War er wirklich so naiv, wie er sich gab, oder hatte er es faustdick hinter den Ohren?

Ich tippte auf letzteres, drehte mich um und beschloß, mich später

noch um ihn zu kümmern.

Dann ging ich zu meinem Rover, stieg in den feuchten Wagen ein und startete.

Mein Ziel war das Kloster!

***

Für mich wurde es eine Fahrt durch eine einsame und unheimliche Nacht, wenn ich daran dachte, was in der letzten Stunde passiert war.

Die Gegend war einsam, der nächste Ort lag mehr als zehn Kilometer entfernt und bestand nur aus einer Gruppe von kleinen Bauernhäusern, das war alles. Wenn was passierte, mußte die Polizei aus einem noch weiter entfernt liegenden Ort geholt werden, aber am liebsten kam man ohne sie aus.

Es stellte sich mir allmählich die Frage, ob ich allein zurecht kam. Suko war in London geblieben, denn unser Chef war der Ansicht gewesen, daß einer reichte, um einen Fall zu klären, von dem er nicht wußte, ob es überhaupt einer war.

Ich hatte das Gegenteil erlebt. Es war ein Fall! Er war böse und brutal.

Ich fuhr schneller, als ich ein gerades Stück erreichte. Rechts und links standen keine Bäume, die meinen Weg begleitet hätten. Alles war kahl.

Ich hatte freie Sicht rechts und links glitt über dunkle Felder, auf denen die Nebelschwaden lagen und sich wie dünne Leichentücher verteilten.

Ich wußte, daß dieser Weg nicht zum Kloster führte. Irgendwann ging es links ab. Bei Tageslicht war es kein Problem, den Weg zu finden, in der Nacht war es schon schwierig.

Vor mir senkte sich die Fahrbahn und führte hinein in eine Talmulde. Ich erinnerte mich, dort die Abzweigung entdeckt zu haben. Die Lichter der Scheinwerfer strahlten hinein in diese Schüssel, die mit grauem Dunst gefüllt war, als würde dort eine Suppe vor sich hin kochen.

Die kurze Reise wurde zu einer Fahrt ins Ungewisse. Ausgerechnet hier hatte sich der Nebel verdichtet. Manchmal blieb einem wirklich nichts erspart.

Um mich herum quollen Geister. Lautlos und gespenstisch stiegen sie aus der Waschküche in die Höhe, um im Licht ihre wallenden Tänze aufzuführen.

Aber es wurde besser, und ich entdeckte sogar das Hinweisschild, das auf einem alten Holzpfahl stand. Nach links lenkte ich den Wagen, um einen schmalen Weg zu erreichen, der durch ein Feld führte, später in eine kleine Senke hinein, aus der ein dunkler Klotz in die Höhe wuchs, der nicht so groß war wie das Schloß, aber noch düsterer wirkte.

Der Nebel war etwas zurückgewichen. Ich überlegte schon, ob ich das Licht der Scheinwerfer nicht löschte, denn ich wollte nicht zu früh entdeckt werden. Auch wenn ich die Strecke nicht kannte, riskierte ich es. Gemächlich rollte ich durch die Dunkelheit weiter. Begleitet wurde ich auf der rechten Seite von einer Hecke.

Bis zum Kloster war es nicht mehr weit. Ich kam besser zurecht, wenn ich mich ihm zu Fuß näherte. Also ließ ich den Wagen stehen.

Die Tür drückte ich leise ins Schloß, dann blieb ich für eine Weile in der Stille stehen, um die Umgebung auf mich einwirken zu lassen.

Nebelgeister umwehten mich wie blutleere und körperlose Gestalten aus dem Totenreich. Es war nicht unbedingt still um mich herum, denn gewissen Geräusche durchbrachen die Finsternis. So hörte ich das Klatschen von Vogelschwingen. Wahrscheinlich Tiere, die durch mein Erscheinen aus dem Schlaf gerissen worden waren.

Ich konzentrierte mich auf das Kloster. Es war so nah, daß ich hätte Stimmen hören müssen, aber es blieb ruhig. Es mochte die Stille der Trauer sein, und ich fragte mich, was die Nonnen wohl mit ihrer toten Schwester taten.

Vielleicht wurde sie begraben.

Vielleicht bewahrte man sie auch in der kleinen Hauskapelle auf. Es gab da wirklich mehrere Möglichkeiten, und ich wollte herausfinden, was die Oberin Anna mit der Toten tat. Auf dem offiziellen Weg würde man mich nicht in das Kloster hereinlassen, dazu noch nach Mitternacht, also ging ich erst gar nicht auf den Eingang zu, sondern näherte mich direkt der Rückseite des Klosters, wo ich auch die kleine Kapelle entdeckte. Sie fiel mir sofort auf, denn ihr Dach überragte die Klostermauer.

Es bellte kein Hund. Ich sah auch keine Wächterinnen, als ich an der Mauer entlangschlich und nach einer günstigen Stelle Ausschau hielt, um darüberzuklettern.

Das Gestein war im Laufe der Zeit von dichtem Pflanzenwuchs überwuchert worden. Auch auf dem Rand der Mauer breiteten sich Pflanzen aus, ineinander verschlungen, beinahe wie Lianen in einem tiefen Dschungel. Mit Hilfe des Pflanzengestrüpps und einzelner Mauervorsprünge, die ich als Treppe benutzte, gelangte ich nach oben.

Die Gewächse waren feucht und glitschig geworden. Ich mußte mich schon anstrengen, hatte aber Glück, daß hier keine Pflanzen mit Stacheln oder Dornen vertreten waren.

Endlich hatte ich die Mauerkrone erreicht und blieb auf ihr bäuchlings liegen.

Geschafft!

Ich atmete aus. Auf meiner Stirn lag der kalte Schweiß. Diese Kletterei hatte mich schon angestrengt. Während ich da oben lag, schaute ich zu, wie der Atem vor meinen Lippen kondensierte.

Gesehen oder gehört hatte mich niemand. Zumindest näherte sich keine Nonne der Mauer, um nachzuschauen, was die Geräusche zu bedeuten hatten. Ich blieb auf der weichen Unterlage zunächst einmal liegen, um mir einen Überblick zu verschaffen.

Der Klostergarten und die Rückseite des Gebäudes lagen eingepackt in einer tiefen Stille. Dort tat sich nichts, und ich war ein wenig enttäuscht, weil ich damit gerechnet hatte, die eine oder andere Nonne draußen zu sehen.

Das war nicht der Fall. Sie hielten sich drinnen auf.

Vom Haus her führte ein Weg zu der kleinen Kapelle, der sich wie ein heller Streifen auf dem Boden abmalte. Nicht ein Licht durchbrach die neblige Finsternis und stiller konnte es auch nicht sein, aber ich mißtraute dieser Ruhe. Rein vom Gefühl her kam sie mir irgendwie künstlich vor.

Noch lag ich auf der Mauer. Bevor die Feuchtigkeit durch meine Kleidung dringen konnte, sorgte ich für Abhilfe und sprang zu Boden. Mit beiden Füßen landete ich auf einem Beet, das nicht weit von der Mauer entfernt angelegt worden war. Man hatte die Fläche mit Grünzeug bedeckt, gegen die Kälte Tannen- und Fichtenzweige bildeten ein wippendes Bett, auf dem ich stehenblieb, um mich abermals umzuschauen.

Keiner hatte mich bemerkt. Ich sah auch nicht den Wagen, mit dem die Nonnen die Leiche abgeholt hatten.

Zum Haus oder zur Kapelle? Ich mußte mich entscheiden, wohin ich gehen sollte.

Das Haus hatte einen Hintereingang. Er lockerte die Reihe der kleinen Fenster auf, hinter denen die Zimmer oder Zellen der Nonnen lagen.

Nicht zum erstenmal hielt ich mich in einem Klostergarten auf. Ich hatte da meine Erfahrungen sammeln können und hatte schon oft erlebt, wie die Mächte der Hölle in die fromme Phalanx der Schwestern eingedrungen waren und sie zu ihren Spielbällen gemacht hatten.

Ob das auch hier der Fall war, mußte ich erst herausfinden.

Ich hatte mich dazu entschlossen, die Kapelle zu besuchen. Aber nicht auf dem normalen Weg, sondern quer durch den Garten, der in einer winterlichen Stille lag. Der Frost steckte nicht mehr im Boden. Er war wieder getaut und an manchen Stellen sackte ich beinahe bis zu den Knöcheln in den wieder weichen Untergrund.

In die kleine Kapelle ging ich nicht hinein, sondern suchte mir ein günstig liegendes Fenster aus, Von dem aus ich sowohl die rechte als auch linke Hälfte der Kapelle überblicken konnte, falls die Scheibe nicht zu schmutzig war.

Ich hatte schon meine Probleme, als ich hindurchschauen wollte. Die

Bänke und den Altar sah ich schemenhaft. Ob sich jemand im Innern der kleinen Kirche aufhielt, war nicht zu erkennen.

Ein Fenster wollte ich nicht einschlagen, um die Kapelle zu betreten, deshalb blieb ich vor der Tür noch einmal stehen und schaute mich um.

Stille - kalt und feucht umgab mich. Nichts war zu sehen. Nichts bewegte sich, abgesehen von den dünnen Gardinen aus Dunst, die mich nicht weiter störten.

Ich drückte die kalte Metallklinke nach unten und achtete dabei nicht auf das schleifende Geräusch, als ich die Tür der kleinen Kapelle aufzog und daran denken mußte, wie oft ich schon in Kirchen Entdeckungen gemacht hatte. Ich war jetzt davon überzeugt, daß mir diese so leer wirkende Kapelle eine Überraschung bieten würde.

Obwohl mir die Zeit nicht eben reichlich vorkam, wartete ich ab, bis die Tür hinter mir zugefallen war.

Die Dunkelheit lastete zwischen den Wänden, doch ich fand mich zurecht.

Es gab die Bänke, den Mittelgang und den kleinen Altar weiter vorn.

Er war mein Ziel. Und anschließend, so hoffte ich, würde ich noch den Zugang zu der Sakristei finden, wo wahrscheinlich die Toten aufgebahrt wurden.

Ich konnte mir auch vorstellen, daß die Nonnen dort Totenwache hielten.

So etwas gehörte einfach dazu, auch wenn ihre Mitschwester auf eine so schreckliche Weise ums Leben gekommen war.

Der Gang zwischen den Bankreihen war nicht eben breit. Auf halber Strecke zum Altar irritierte mich etwas. Ich kam damit nicht zurecht, denn nicht weit vom Altar entfernt, schienen helle Totenarme in der Finsternis zu schweben.

Ich schluckte, dann wischte ich über meine Augen, aber das Bild blieb.

Das waren aber keine Totenarme, obwohl sie so bleich wie Leichenfett aussahen.

Als ich näher kam erkannte ich auch meinen Irrtum. Was ich als in der Luft schwebende Leichenarme identifiziert hatte, war nichts anderes als helle Wachskerzen, die in dunklen Haltern steckten und deshalb so ausgesehen hatten, als würden sie in der Luft schweben.

Kerzen also.

Vier an der Zahl.

Ich glaubte nicht daran, daß sie ihren Platz immer zwischen dem Altar und der ersten Bankreihe gehabt hatten. Daß man sie so aufgebaut hatte, mußte einen Grund haben. Wahrscheinlich flankierten sie einen Gegenstand, der sich auf dem Boden befand.

Ich erreichte die erste Reihe, schaute zu Boden, als ich stehenblieb,

und erkannte den Grund.

Die Kerzen umstanden einen offenen Sarg. In dem Sarg lag eine Frau.

Ich holte tief Luft, als ich das bleiche Totengesicht der Nonne sah, deren Augen nun geschlossen waren. Es war auch nicht zu erkennen, daß jemand den Kopf vom Rumpf getrennt hatte.

Die Nonne lag auf dem Rücken und sah auf den ersten Blick völlig normal aus, auch wenn sich zwischen Rumpf und Hals ein dunkler Streifen befand. Eine Kette, wie ich bei genauerem Hinsehen entdeckte.

Das Gesicht der Toten war gereinigt worden. Ich entdeckte keinen Ruß und auch keinen Schmutz auf der Haut, als ich vor dem Sarg hockte. Die Mitschwestern hatten die Tote bereits gewaschen.

Sie trug noch ihre Kleidung. Das Totenhemd war ihr nicht angelegt worden, aber ich wollte sie mir genauer anschauen. Dafür brauchte ich Licht.

Deshalb holte ich die kleine Lampe hervor und deckte ihren Strahl mit der linken Hand ab, als ich sie einschaltete. Zu starkes Licht würde zu schnell auffallen.

Das Gesicht der Toten hatte etwas Engelhaftes an sich. Ich sah auf den Lippen zwar kein Lächeln, doch der dort herrschende Ausdruck sprach von einer gewissen Zufriedenheit, die sie mit in das Reich der Toten genommen hatte.

Mich umgab diese andächtige Stille, und ich schaltete die Lampe wieder aus, richtete mich auf - und hörte plötzlich aus dem Dunkeln die flüsternde Stimme.

***

»Was machen Sie hier?«

Ich gab keine Antwort, sondern blieb einfach nur stehen. Die Stimme hatte einer Frau gehört. Wie sich diese Person so leise angeschlichen hatte, wußte ich nicht. Wahrscheinlich hatte sie bereits im Schatten der Innenwand gelauert, zwischen den schmalen Fenstern, wo die Dunkelheit am dichtesten war.

»Ich warte auf eine Antwort, Fremder!«

Fremder, hatte sie gesagt. Ich mußte lächeln. Es hatte sich angehört, wie in einem Western, wenn der eine Mann zum anderen Stranger sagte. »Ja, die bekommen Sie!«

»Das hoffe ich.«

Langsam drehte ich mich nach links. Ich wollte die Person sehen und nahm sie eher wahr wie ein dunkles Gespenst, das sich kaum von seiner Umgebung abhob. Nur dort, wo sich das Gesicht befand, entdeckte ich eine bleiche Fläche, ansonsten nichts, da die Frau, in schwarze Kleidung gehüllt war.

»Ich kann Ihnen sagen, was ich hier wollte, Schwester Anna.« Kaum

hatte ich den Namen erwähnt, zuckte sie zusammen, gab aber keinen Kommentar ab, sondern ließ mich weitersprechen. »Ich wollte diejenige Person besuchen, die vom Fallbeil-Mann geköpft worden ist. Können Sie das verstehen, Oberin?«

Sie ging auf meine Frage nicht ein, sondern wollte wissen, woher ich ihren Namen kannte.

»Nun ja, ich war im Schloß.«

»Als Gast des Lords?«

»So ist es.«

»Und weiter?«

»Ich habe den Fallbeil-Mann erlebt. Wir saßen in der Halle, als der Kopf Ihrer Schwester durch den Kamin nach unten fiel und in der Feuerstelle liegenblieb. Ich habe auch gesehen, wie der Körper vom Dach rutschte, und ich habe mich anschließend versteckt und zugeschaut, wie Sie den Körper und den Kopf abgeholt haben. So, jetzt wissen Sie alles.«

»Vielleicht.«

Ich hob die Schultern und deutete auf die Tote. »Es ist nicht die erste, die Sie geholt haben.«

»Sie wissen viel, Mister.«

»Mein Name ist übrigens John Sinclair. Ich komme aus London.«

»Sind Sie mit dem Lord irgendwie verwandt oder verschwägert?«

»Nein, das nicht, aber er hat mich eingeladen, einige Tage und Nächte bei ihm zu verbringen.«

Die Oberin begriff es nicht. »Warum tat er das? Ich kenne ihn als ziemlich verschroben und menschenscheu. Ein Whiskyfreund.«

»Ihm scheint der Henker auf den Magen geschlagen zu sein. Er wollte sich nicht mehr mit ihm abfinden. Er wollte, daß dieses Morden aufhört. Deshalb bin ich geholt worden.«

»Und Sie kennen sich aus?«

»Im Prinzip schon, Oberin. Ich bin jemand, der sich um ungewöhnliche Fälle kümmert.«

»Ein Geistersucher, ein Scharlatan?«

»Das letzte weniger, Oberin.«

Sie kam näher. Anscheinend hatte ich einen Teil ihres Vertrauens zurückgewonnen. »Darf ich Sie fragen, was Sie hier im Kloster sonst noch suchen?«

»Dürfen Sie. Und Sie kriegen auch eine Antwort. Es muß einen Zusammenhang zwischen dem Fallbeil-Mann und Ihrem Kloster geben, Schwester. Ich bin davon überzeugt, aber ich suche noch die Grundstrukturen. Warum nimmt sich dieser Henker ausgerechnet Nonnen vor, die doch wahrhaftig nichts Böses tun.«

»Da muß ich Ihnen recht geben, Mr. Sinclair, wir haben nichts Böses getan.«

»Aber Sie sollen trotzdem sterben.«
»Ja.«
»Haben Sie darüber nachgedacht?«
Sie kam noch näher, und ich konnte ihren leicht säuerlichen Schweißgeruch wahrnehmen. »Ich habe darüber nachgedacht - und meine Mitschwestern auch.«
»Gab es auch ein Ergebnis?«
»Das werden Sie nicht verstehen können.«
»Versuchen Sie es trotzdem.«
»Es ist das Schicksal. Der Allmächtige hat uns diese schwere Prüfung auferlegt, und wir werden sie durchstehen.«
»Sehr schön«, erwiderte ich spöttisch. »Sie werden sie so lange durchstehen, bis keiner mehr von ihnen da ist und jede Nonne ihren Kopf verloren hat. Ist das der Sinn dieser Prüfungen?«
»Wir wissen es nicht.«
Da sie mich anschaute, konnte sie auch sehen, daß ich den Kopf schüttelte.
»Ob Sie nun eine Nonne sind oder nicht, Schwester Anna, ich glaube, daß Sie mehr wissen, als sie zugeben sollen. Nichts geschieht grundlos. Auch der Henker erschien nicht ohne Grund, und ich denke, daß Sie diese Gründe sehr gut kennen, sie nur nicht nennen wollen, da sie auf ihr Kloster sicherlich kein gutes Licht werfen. Das ist meine Meinung. Dann will ich Ihnen noch etwas sagen. Wenn Sie allein weitermachen und sich nicht helfen lassen wollen, wird es für Sie nur eine sehr dunkle Zukunft geben, in der der Tod regiert, nicht das Leben.«
Die Oberin schaute mich an und verengte dabei ihre Augen. »Wie können Sie nur so reden?«
»Aus Erfahrung. Ich weiß, daß es Flüche gibt, die in der Vergangenheit ihren Ursprung haben, und ich gehe davon aus, daß wir es hier mit einem derartigen Fluch zu tun haben.«
»Wer hat Ihnen das gesagt, Mr. Sinclair?«
»Ich weiß es.«
Sie lachte mir scharf ins Gesicht. »Oder meinen Sie den Lord, der zuviel Whisky trinkt?«
»Ob er das tut oder nicht, bleibt ihm überlassen. Alle seine Gehirnzellen hat der Alkohol wohl noch nicht zerstören können, denn er hat nachgedacht und das einzig Richtige getan.«
»Sie geholt, wie?«
»Ja.«
Die Oberin schüttelte den Kopf. »Was dieser Lord macht, geht uns nichts an. Wir leben alle unser eigenes Leben, und ich möchte, daß Sie uns nicht länger stören.«
»Sprechen Sie von einem eigenen Leben?« hakte ich nach.

»Ja.«

»Das ist verwirkt, wenn Sie so weitermachen. Sie wissen über den Henker Bescheid. Sie haben drei Schwestern verloren, und Sie wissen nicht, wie Sie das Grauen stoppen sollen. Es wird kommen, immer und immer wieder, und es wird sein Plan bis zum bitteren und tödlichen Ende durchführen. Das sollte Ihnen bewußt sein.«

Der Mund der Oberin verzog sich, als sie sprach. »Nichts«, flüsterte sie, »Sie wissen nichts. Verlassen Sie diese Kapelle, damit wir die Totenwache für unsere Schwester halten können. Wir brauchen Sie nicht, denn mit unserem Schicksal werden wir allein fertig.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie kann man nur so verbohrt sein! Das begreife ich nicht.«

»Gehen Sie!«

Ihre Stimme hatte schrill geklungen, als wäre die Oberin dabei, sich in eine Furie zu verwandeln. In der Tat lagen ihre Nerven bloß. Ich wußte, woran es lag. Ich hatte die Wahrheit gesprochen, das war ihr klar, aber sie konnte einfach nicht über ihren eigenen Schatten springen, um mit mir zusammen zu arbeiten.

Bevor ich noch etwas sagen konnte, öffnete sich die Tür der kleinen Kirche. Automatisch drehte ich den Kopf und sah, daß sie weit aufgestoßen wurde.

Die Nonnen betraten die Kapelle. Sie drängten sich durch die Öffnung, um anschließend eine Reihe zu bilden. Auch sie bewegten sich wie dunkle Gespenster, aber sie hielten die hellen Totenkerzen in den Händen, deren Licht später der Seele ihre verstorbene Schwester heimleuchten sollte.

»Merken Sie noch immer nicht, daß Sie stören?« zischelte mir die Oberin zu.

Ich deutete auf die Tür. »Wie viele Schwestern haben die Kapelle betreten?«

»Sechzehn sind es.«

»Gut. Es waren mal mehr. Möchten Sie, daß alle sechzehn den Weg gehen wie diese Frau hier im Sarg? Daß sie geköpft werden? Daß sie einem alten Fluch aus der Vergangenheit nichts mehr entgegensetzen können? Wollen Sie das auf Ihr Gewissen laden? Sie können es bestätigen, Sie können aber auch mit mir zusammenarbeiten. Das ist mein Vorschlag, den Sie sich überlegen sollten.«

Ich hatte laut gesprochen, daß die ankommenden Nonnen jedes Wort verstanden hatten. Sie waren im Mittelgang und zwischen den Sitzreihen der Bänke stehengeblieben, schauten nach vorn und sahen uns, die wir jetzt nichts sagten.

Schwester Anna schüttelte den Kopf. »Wer sind Sie überhaupt, daß Sie sich so etwas anmaßen?«

»Ich habe Ihnen meinen Namen bereits gesagt.«

»Den ich nicht kenne.«
»Sie sollten trotzdem Vertrauen zu einem Menschen haben, der Ihnen helfen möchte.« Ich sprach nicht mehr weiter, sondern ließ sie dabei zuschauen, wie ich mein Kreuz hervorholte. Leider war es zu dunkel, so daß sie es nicht sofort erkennen konnte.
»Was haben Sie da?«
Ich nahm die kleine Leuchte in die andere Hand und strahlte das Kreuz an, dessen Silber einen hellen Glanz abgab, der die Oberin zurückzucken ließ.
»Sie haben es gesehen?«
»Ein Kreuz«, flüsterte sie.
»Eben, Oberin. Das sollten Sie bedenken, wenn Sie mit mir reden. Ein Kreuz, und ich lebe im Zeichen des Kreuzes. Es ist ein sehr wertvoller Talisman, ein uralter, und in seinem Schutz bin ich den Mächten des Bösen auf der Spur. Ich will Sie in Ihrer Totenfeier nicht stören, Oberin, aber ich verspreche Ihnen, daß ich wiederkomme. Mag es Ihnen auch egal sein, ob noch mehr Schwestern aus Ihren Reihen sterben, mir aber ist es nicht egal. Für mich ist ein Menschenleben das höchste Gut, und daran sollten auch Sie sich wieder erinnern.«
Bisher hatte Schwester Anna stets eine Gegenantwort parat gehabt. Die blieb jetzt aus. Sie schwieg, und sie wandte sich ab, als könnte sie das Kreuz nicht mehr anschauen.
Ich ließ es wieder verschwinden und machte mich grußlos auf den Rückweg. Ich nahm den Mittelgang, auch wenn in ihm die anderen Nonnen standen. Kurz bevor ich die erste der Schwestern erreichte, trat sie zur Seite, zwischen die Bänke, so daß ich mich an ihr vorbeischieben konnte.
Die anderen taten es ihr nach. Sehr dicht ging ich an den frommen Frauen vorbei und konnte trotz der schlechten Lichtverhältnisse in ihre Gesichter schauen.
Darin war schon zu lesen, daß sie auf meiner Seite standen. Da brauchte ich nicht überheblich zu sein. In den meisten Augen flackerte die Furcht, und es gab auch einige, die ihre Lippen öffneten, um etwas zu sagen, aber sie hielten sich zurück, denn die in der Nähe stehende Oberin hörte jedes geflüsterte Wort.
Ich rechnete damit, daß meine Reden einen Riß in ihre Mauer des Zusammenhalts gebracht hatten. Wenn ja, dann würde es mich wirklich freuen.
In der Kapelle war es kühl gewesen. Draußen aber fing ich an zu frieren.
Ich starrte in den leeren Klosterhof und ging wieder auf die Mauer zu, die ich überklettern wollte, da ich keine große Lust hatte, nach einer Pforte zu suchen.
Noch einmal schaute ich zurück.

Die kleine Kirche lag in der Finsternis. Drinnen leuchteten die Kerzenflammen wie Lichter der Hoffnung, die sich in den Scheiben spiegelten…

***

Lord Vincent Mosley hatte sein Schloß betreten, aber die Tür noch nicht verschlossen. Er hielt sie spaltbreit offen, um zu hören, ob Sinclair wirklich wegfuhr.

Es dauerte nicht lange, da hörte er, wie der Motor des Rovers gestartet wurde. Reifen rollten über Kies und Steine hinweg, dann ebbte das Knirschen ab und es war schließlich für ihn überhaupt nicht mehr zu hören.

Der Lord ließ die Tür wieder ins Schloß fallen, hob die Schultern und machte sich auf den Weg zu seinem Lieblingsplatz. Er war froh, daß die beiden Nonnen die Tote abgeholt hatten. Mit einer Leiche im Haus ließ es sich schlecht leben. Er befand sich in einer lockeren Stimmung. Der Whisky trug daran die Schuld. Und der Lord wußte auch, daß er von ihm nicht lassen würde. Er bezeichnete ihn als seinen Freund, durch seinen Genuß sah er die Dinge leichter und nahm sie nicht allzu tragisch.

Müde fühlte er sich nicht. Neben seinem Sessel blieb er stehen und dachte nach. Eigentlich hätte ich ja Angst haben müssen. Aber ich habe keine Angst. Ich weiß, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, gegen die ich nichts machen kann.

Dann lachte er, denn er hatte sein Glas gesehen, in dem noch ein Rest der goldbraunen Flüssigkeit schimmerte. Der Lord setzte sich nicht erst hin, sondern trank im Stehen und genoß es, wie der warme Strom durch seine Kehle floß.

Sinclair war weg und würde auch so schnell nicht zurückkommen. Aber er würde sich bei den Nonnen die Zähne ausbeißen, das wußte Sir Vincent Mosley auch. Die hielten den Mund, als hätte man ihnen die Lippen zugenäht. Sie würden ihm nichts, aber auch gar nichts sagen, sondern weiterhin leiden.

Das wollte er nicht. Der Lord hatte die Nase voll. Er haßte diesen Fallbeil-Mann, aber er wußte auch, daß seine Familie an diesem Unglück nicht unschuldig war und sein Schloß und dessen Umgebung nicht grundlös von dieser Gestalt heimgesucht wurden.

Der Adelige schüttelte den Kopf, als wollte er die Gedanken verscheuchen. Sich nur nicht daran erinnern. Er hatte seine Pflicht getan. Das genügte.

Plötzlich wurde ihm kalt. Der Schauer floß von innen als auch von außen durch seinen Körper. Er kam sich vor, als hätte man ihn in Eis eingepackt.

Der Lord verzog das Gesicht. Für einen Moment sah er aus, als wollte

er anfangen zu weinen. Er fluchte leise und trat auch wütend auf. Warum war Sinclair gefahren? Es wäre besser gewesen, ihn in der Nähe zu wissen.

Die Kälte machte dem Lord Angst. Sie fraß sich immer tiefer, obwohl die beiden alten Heizungen eingeschaltet waren. Der Kamin blieb allerdings kalt. Der Lord hustete und sagte sich, daß dieser plötzliche Kälteeinbruch nicht normal war.

Die Halle war zu einer Gruft mit dunklen Möbeln geworden. Der Lord ging auf und ab. Er schaute dabei in die Höhe, sah sich aber auch noch mal um, wie jemand, der herausfinden wollte, ob es für ein bestimmtes Ereignis einen bestimmten Grund gab.

Natürlich dachte er an den Fallbeil-Mann. Schrecklich, diese Gestalt. Ein Hausgespenst, aber ein Böses, eines, das killte. Bisher hatte ihm dieser Henker noch nichts getan, doch so etwas konnte sich leicht ändern.

Und dieser Sinclair war weg. Ausgerechnet.

Sir Vincent Mosley geriet in Bedrängnis. Er suchte die Halle ab, ohne etwas zu sehen. Es schwebten keine Geister an ihm vorbei. Es huschte kein Gespenst über den Boden. Er hörte auch kein Lachen, Stöhnen oder Kichern. Die Ruhe kam ihm schon so unnatürlich vor wie die verdammte Kälte.

Was sollte er dagegen tun?

Er fing an zu lachen, als er die Karaffe mit dem Whisky sah. Der half gegen alles. Vor allen Dingen gegen die Kälte. Einen Mantel hätte er sich auch holen können, doch das ließ der Lord bleiben, statt dessen nahm er in einem Sessel Platz.

Er streckte die Beine aus, umarmte sich selbst, um sich zu wärmen.

Dann griff er nach links, wo die Karaffe und das leere Glas standen.

Auch Sinclair hatte seines dort noch stehengelassen. Es war leer, ebenso wie der zweite Sessel.

»Verdammt, ich hätte mitfahren sollen!« flüsterte der Adelige, während er sich einschenkte. Daß er bereits einige Gläser getrunken hatte, war ihm nicht anzumerken. Die Angst hatte die leichte Benommenheit bei ihm schnell verscheucht.

Das Glas war zur Hälfte mit Whisky gefüllt. Er roch daran. Diesmal zeichnete kein Lächeln seine Lippen, als er das Aroma wahrnahm. Das andere Gefühl war einfach zu stark in ihm vorhanden. Die Angst hatte ihn gepackt. Das Spinngewebe der schlechten Gefühle hielt ihn in seinen Krallen, und über seinen Rücken rann ein Schauer nach dem anderen.

Er trank. Er kaute den Whisky. Er wünschte sich, daß der Alkohol seine Sorgen fortspülte. Warm rann er in seinen Magen.

Ja, der Whisky tat ihm gut, und der Lord nahm noch einen Schluck. Mit ihm spülte er seinen Mund aus, bevor er ihn schluckte. Jetzt ging

es ihm besser. Etwas ruhiger betrachtete er den Kamin.

Ein Loch. Ein kaltes Loch voller Asche. Er konnte auch die Mulde sehen, die der durch den Kamin fallende Kopf hinterlassen hatte.

Köpfen! Darin war der Henker Meister, der seine Guillotine mitbrachte.

Wie damals, wie vor Jahrhunderten. Das stand in den Chroniken zu lesen. Da hatte die Französische Revolution auch über das Empire schwappen wollen. Es war ihr nicht gelungen. Wer auf sie gebaut hatte, war gescheitert, verbannt und verflucht worden.

Wie der Fallbeil-Mann!

Der Lord trank weiter.

Der Gotteslästerer.

Er hatte seinen Glauben verraten, falls er überhaupt jemals einen gehabt hatte. Aber der Gotteslästerer hatte seine gerechte Strafe erhalten.

Er war tot. Jemand hatte an ihm seine Rache ausgeübt. Er war verflucht.

Und nun mordete er weiter.

Sir Vincent mußte wieder trinken. Der Schluck tat ihm gut und möbelte ihn auf. Er ließ sich mit offenem Mund zurücksinken, stieß seinen Atem aus und nahm den Geruch des Alkohols wahr. Ihm war auch nicht mehr so kalt, aber die innere Unruhe stand noch.

Sir Vincents Kopf sackte nach vorn. Er fühlte sich müde, aber er befand sich nicht in einem Zustand, wo er schlafen wollte. Das war unmöglich.

Trotz der Müdigkeit war er innerlich so verdammt aufgekratzt.

Sir Vincent starrte auf den Kamin, der dunkel war wie ein Grab. Sein Grab.

Rotes Licht. Flackernd, über den Boden huschend. Es schickte einen Streifen bis in das dunkle Loch hinein, wo es über die grauschwarze Asche tanzte.

Mosleys Mund klappte auf. Er bekam große Angst. Das Licht war nicht normal. Oder bilde ich mir das ein, fragte er sich. Er rieb über seine Augen. Plötzlich lag der Schweiß auf seiner Stirn, und die Lippen fingen automatisch an zu zucken. Er schaute weiterhin nach vorn, wo sich das rote Licht verlief, und ihm fiel plötzlich ein, daß sich die Quelle nicht in seinem Sichtfeld befand, sondern hinter ihm.

Da war jemand. Aber nicht Sinclair. Der Lord stellte sein Glas auf den Tisch. Dabei sah er, wie stark seine Hand zitterte, und das kleine Gefäß zitterte mit.

Er legte seine Hände auf die Lehnen. Sir Vincent wußte, was er tun mußte, aber er hatte Angst davor. Eine gräßliche Furcht vor dieser nahen Zukunft. Vor einem Wissen, das seinen Kopf gleichzeitig füllte und auch leerte.

Er stand trotzdem auf. Seine Gesichtshaut war aschfahl geworden. Die Augen zeigten keinen Ausdruck mehr. Sie blieben leer, denn das Gefühl steckte in seinem Innern.

Zitternd stand er da, doch er riß sich zusammen. Das rote Licht war noch da.

Der Lord drehte sich nach rechts. Er mußte es sehen, und eine Hand krallte in das Leder des Sessels, um sich abzustützen.

Im nächsten Augenblick sah er es. Er hatte Besuch bekommen. Der Fallbeil-Mann war da!

***

Sir Vincent Mosley war unfähig zu denken, zu atmen und sich zu bewegen. Er konnte nicht fassen, was er da zu sehen bekam. Er weigerte sich, diesen Besuch anzuerkennen, der sein Fallbeil gleich mitgebracht hatte.

Der Lord hatte ihm nichts getan. Er nicht persönlich. Er hatte ihn sogar akzeptiert, zumindest für eine Weile, bis ihm die Toten zuviel geworden waren.

Der Henker sah schrecklich aus, weil er die dunkle Kapuze über den Kopf gezogen hatte. Bis zum Hals reichte sie. Zwei Augenschlitze waren hineingeschnitten worden. Der Oberkörper des Henkers war nackt. Er glänzte leicht fettig, als wäre er mit Öl eingerieben worden. Er trug eine ebenfalls dunkle Hose und Stiefel.

In den Schlitzen entdeckte der Lord die Augen. Sie funkelten ihn an.

Der Henker hatte die Arme vor seiner nackten Brust verschränkt. Es war eine Haltung, die Triumph und Siegessicherheit ausdrückte. Ob er atmete, war nicht zu erkennen. In Höhe seines Mundes bewegte sich der Stoff der Kapuze zumindest nicht.

Neben ihm stand das Fallbeil.

Alles in einem. Der Klotz mit der Mulde für den Kopf. Das Holz war dunkel vom eingetrockneten Blut der Opfer. Weiter oben hing das schräge Fallbeil fest. Es konnte in die Höhe gezogen werden, um dann mit voller Wucht nach unten zu sausen.

Der Henker sagte nichts. Aber dem Lord rann der eisige Schauer über den Rücken. Er hatte sich nie über seine Sterbestunde Gedanken gemacht, nun mußte er es tun.

Aber er wollte nicht. Er war ein geselliger Mensch, zudem leicht angetrunken.

Deshalb nahm er das Glas wieder hoch und hielt es dem Fallbeil-Mann hin. Er grinste noch dabei. »He, Meister, trinken wir einen zusammen?«

Es gab keine Reaktion.

»He, was ist? Bist du stumm?«

Der Henker bewegte sich nicht um einen Millimeter.

»Was willst du hier?« Sir Vincent versuchte es auf einem anderen Weg.

»Hier hast du nichts zu suchen. Hier gibt es keine Nonnen, die du killen kannst. Du weißt das genau. Hier sind keine Nonnen! Geh ins Kloster, dort findest du sie. Mach schon, hau ab!« Je mehr er sprach, um so mutiger fühlte er sich. Er nahm auch noch einen kräftigen Schluck aus dem Glas, dann setzte er sich in Bewegung und ging auf den Henker zu.

»Oder willst du mit mir einen Drink nehmen? Ist auch gut. Ich bin ja nichts so. Der Whisky ist ausgezeichnet. Glaub mir, Henker. Ich bin ein wirklicher Kenner.« Er war jetzt so nahe an die Gestalt herangekommen, daß er seinen Arm nur auszustrecken brauchte, um ihn zu berühren. Er selbst stand in diesem rötlichen Licht, wie auch der Henker. Beide waren von diesem dünnen Blut umflutet.

Der Fallbeil-Mann bewegte sich. Nur sehr kurz. Dafür heftig. Er schlug dem Adeligen das Glas aus der Hand. Es fiel zu Boden, zerbrach dort, und der Whisky breitete sich als Lache aus.

Mosleys Kinnlade sackte herab. Er saugte pfeifend den Atem ein. Mit einer derartigen Reaktion hatte er nicht gerechnet. Plötzlich wurde ihm überdeutlich, in welch einer Lage er steckte. Der Henker war gekommen, um ihn zu köpfen.

Darüber konnte er nicht lachen, denn es war kein Witz, das war so verdammt echt. Aber er wußte auch, daß der Fallbeil-Mann tot war, und trotzdem war er zurückgekehrt.

Erst jetzt dachte er näher über dieses Phänomen nach, eben weil es ihn betraf. Zwar hatte es die geköpften Nonnen gegeben und auch den getöteten Touristen, die waren aber fremd gewesen. Jetzt sollte es ihm an den Kragen gehen.

Er mußte weg. Flüchten. Verschwinden. Raus aus diesem verdammten Bau. Er war zu einer tödlichen Falle geworden. Wohin er sich auch innerhalb des Schlosses wenden würde, der Henker würde schneller sein. Er war kräftiger. Seine nackten Arme bestanden aus regelrechten Muskelpaketen. Kopf und Gesicht waren unter der Kapuze verschwunden.

Der Lord wußte nicht, wie der Fallbeil-Mann aussah, er wollte es auch nicht mehr wissen und ging zurück.

Weg von ihm.

Zitterschritte. Der erste, der zweite, und der Henker rührte sich nicht. Er stand einfach da. Nach dem dritten Schritt des Lords bewegte er sich.

Gelassen streckte er seinen Arm aus und streichelte seine Guillotine.

»Schon gut!« keuchte der angetrunkene Lord, der plötzlich alles verschwommen sah. »Schon gut, ich weiß ja, wer du bist. Du brauchst es mir nicht mehr zu demonstrieren Aber du hast dich verlaufen,

Henker, das kann ich dir sagen. Du bist hier falsch. Einfach falsch. Ich bin nicht der richtige Mann für dich. Halte dich an die Nonnen, die haben dich damals auch vernichtet…«

Er ging immer weiter weg und näherte sich dem Kamin und damit auch der Treppe. Er wollte sie allerdings nicht hochlaufen, sondern den Henker täuschen und einen Bogen schlagen. Rechts herum zum Ausgang. Die Tür aufreißen und weg.

»Alles klar? Hast du verstanden, was ich meine? Bist du dir darüber im klaren?«

Der Fallbeil-Mann blieb ruhig. Er hatte seine Haltung kaum verändert, nur waren die Arme nicht mehr vor der Brust verschränkt, sondern hingen am Körper herab wie zwei kräftige und knotige Stöcke.

Und er blieb nicht mehr stehen. Mit einem langen, gleitenden und beinahe lautlosen Schritt hatte er die Guillotine passiert und war dabei in eine Richtung gegangen, die Sir Vincent Mosley den Weg zum Ausgang abschnitt. Der Lord sah dies. Und der dachte darüber nach, auch wenn es ihm schwerfiel. Durch den genossenen Alkohol waren seine Gedanken träge geworden. Wie in dickes Eis verpackt. Ohne sich zu bewegen. Er war kein Mensch mehr, nur eine Marionette, die zuschaute, wie sich das Verhängnis auf zwei Beinen näherte.

Der Henker kam.

Er ging nicht einmal schnell, doch seine Schritte waren schon raumgreifend zu nennen. Er würde die Entfernung rasch überbrücken und das Opfer holen.

Auf einmal war der Lord wieder nüchtern. Der Schleier vor seinen Augen war verschwunden. Er durchsuchte die Halle. Seine Augen bewegten sich dabei hin und her. Der Mund stand offen. Er war verzerrt. Atem zischte in die Mundhöhle hinein. Er zitterte. Die Beine waren ihm schwer geworden. In der Nähe stand ein großer Stuhl, eigentlich mehr ein Sessel, auch wenn er nicht gepolstert war. Auf diesem Thron hatten schon seine Vorfahren gesessen, das wußte er.

Der Schweiß war nicht zu stoppen. Er rann über sein Gesicht wie Öl. Der Lord merkte, wie seine Füße im Boden zu versinken drohten, und ihm wurde schwindelig.

Das alles störte den Fallbeil-Mann nicht. Er kam näher. Er war etwas, das es nicht geben durfte, aber trotzdem gab. Ein Rächer aus der Vergangenheit, eigentlich ein lebender Toter. Er ging mit schweren Schritten, und der Stoff der Kapuze flatterte dabei vor seinem Gesicht.

Die Arme pendelten bei jedem Schritt, und die Finger waren jetzt gestreckt, wie Krallen, die nach einer Beute suchten.

Sir Vincent Mosley konnte nicht mehr. Er schaffte es einfach nicht, sich in Bewegung zu setzen und wegzurennen. Die Beine bestanden aus Eisen. Der Boden hatte für ihn seine Härte verloren. Er war weich

geworden und zog ihn tiefer, immer tiefer.

Das bildete sich der Mann nur ein. Statt dessen war er es, der in die Hocke sank, weil er es nicht mehr schaffte, auf den Beinen zu bleiben.

Die Chance war vorbei. An der Lehne des Stuhls stützte er sich ab, was auch nicht viel brachte, denn der Lord sackte tiefer. Wie ein kleiner Junge. Er war zurückgefallen in seine Kindheit, und das Heulen paßte dazu.

Der Fallbeil-Mann kannte kein Erbarmen.

Er ging weiter.

Er war nicht zu stoppen.

Es gab keine Waffe, es gab keinen Gegner, er war der Herrscher und würde der Sieger sein.

Der letzte Ruck ließ Mosley so weit in die Tiefe sinken, daß er auf dem Boden saß. Dort hockte er in einer beinahe schon fatalen Haltung. Die Beine angezogen, die Hände um die Knie geklammert, den Kopf gesenkt, um nur nichts zu sehen.

Der Henker kam noch näher.

Dann war er da.

Er bückte sich.

Der Lord sah ihn nicht genau. Er spürte nur, daß etwas auf ihn zukam.

Eine Hand streckte sich ihm entgegen, rötliches Licht hüllte ihn ein, und dann griff die Hand in sein Haar, um daran zu ziehen.

Er schrie.

Laut und schrill. Die Schreie hallten durch die Halle. Sie waren einfach grauenhaft. Tränen stürzten aus seinen Augen, verwischten das Bild des Henkers vor ihm, und die eine Hand, die sein Haar noch immer umkrallte, zog ihn in die Höhe.

Er stand. Er wurde gehalten, als er schwankte. Die Hand zog seinen Kopf nach hinten, und der Lord hatte sich in ein wimmerndes und jammerndes Bündel verwandelt. Noch einmal flammte der Schmerz in ihm hoch, als sich der Henker drehte und dabei seine Haare nicht losließ. Der Fallbeil-Mann drückte seine Hand nach unten, und Sir Vincent mußte dieser Bewegung folgen und den Kopf senken.

So wurde er von der Wand fortgezerrt, auf das neue Ziel zu, das Fallbeil!

Der Adelige schrie nicht mehr. Er bewegte seine Beine automatisch. Er war völlig von der Rolle und fühlte sich nicht mehr als Mensch. Er war eine Marionette, die zur Hinrichtung geschleift wurde. An den Ort des Todes, wo das Beil fallen und ihn köpfen würde.

Er taumelte gebückt hinter dem Henker her. Sein Kopf stand noch immer in Flammen. Das Haar brannte. Feuerzungen leckten bis zu seinen Wangen und zum Kinn hinab.

Der Henker war erbarmungslos. Er beförderte ihn durch die Halle,

die eingetaucht war in rötliches Licht. Rot wie Blut.
Die Guillotine wartete. Sie wollte töten. Sie wollte Blut.
Sie war ein Monster, das der Henker bediente. Schon einmal in dieser Nach hatte er sie eingesetzt. Jetzt würde er sein zweites Opfer finden.
Es würde den Mann bestrafen.
Die Hand ließ Mosley los. Er merkte es nicht, sein Kopf brannte zu sehr.
Er konnte sich auch nicht auf den Beinen halten und brach auf der Stelle zusammen.
Neben ihm stand der Fallbeil-Mann und schaute zu. Den Blick hielt er gesenkt. Die Augen in den Schlitzen der Kapuze waren wie schwarze Ölflecken. Sie unterschieden sich in der Farbe kaum vom Stoff der langen Mütze.
Der Lord lag auf dem Boden.
Er war der Wurm. Er war die Schlange. Über ihm stand der Sieger. Sir Vincent nahm trotz seiner Schmerzen die Umgebung deutlich wahr.
Plötzlich drangen die Gerüche in seine Nase. Nicht nur die des Fußbodens, da waren auch andere, denn er lag sehr dicht am Aufbau der Guillotine.
Konnte man eingetrocknetes Blut riechen?
Es kam ihm so vor. Das Blut strömte einen bestimmten Geruch aus. Alt und stockig. Es drang in seine Nase und in die Kehle.
Er hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen, und er fing an zu würgen.
Vom Magen her drängte der genossene Whisky in die Höhe.
Mosley konnte nicht mehr an sich halten. Er mußte den Mund öffnen. In seiner liegenden Haltung übergab er sich. Vor ihm lag plötzlich eine Lache auf dem Boden, die eklig stank.
Der Henker zerrte ihn hoch.
Wieder so brutal an den Haaren, daß der Lord aufschrie. Wieviel Folter und Schmerzen kann ein Mann vertragen? fragte er sich. Wie groß muß das sein, um…?
Seine Gedanken rissen ab, denn der andere hatte ihn losgelassen.
Mosley fiel nach unten, und er landete zielsicher mit dem Hals in der Mulde. Dort blieb er liegen, wobei ihm nicht bewußt war, in welcher Lage er sich befand. Sein Gehirn war noch nicht fähig, dies zu überreißen. Die Augen schwammen in Tränen, deshalb sah er den dicht unter ihm liegenden Fußboden nicht mehr so, wie er war, sondern wie ein graues Meer.
Neben ihm bewegte sich der Henker.
Er war sich seiner Sache sicher. Er kannte sich aus. Der Blick nach oben zeigte ihm, daß die blanke und höllisch scharfe Schneide des Fallbeils genau an der richtigen Stelle und auch im exakten Winkel

stand.

Sehr gut.

Dann betrachtete er sein Opfer.

Für ihn lag es noch nicht perfekt, und das wollte der Fallbeil-Mann ändern. Wenn er etwas tat, mußte alles seine Ordnung haben. Darin war er ein schrecklicher Perfektionist.

Mit dem Fuß trat er seinem Opfer in den Rücken. Durch den Druck veränderte sich die Haltung. Der Körper streckte sich. Der Lord hatte die Veränderung trotz seiner Angst mitbekommen. Aus seinem Mund drang ein erbarmungswürdiges Wimmern. Speichel und Tränen flössen zugleich. Auch seine Hose war naß. Die Todesangst hatte sich auch auf die Blase ausgewirkt.

Der Henker schaute an seiner Guillotine hoch. Prüfend, um dann zu nicken. Es war okay.

Alles saß richtig - perfekt. Die Rache konnte fortgesetzt werden. So mußte es sein.

Die Hand des Henkers näherte sich dem Hebel. Wenn er ihn umlegte, wurde die tödliche Mechanik in Bewegung gesetzt. Wie schon vor langer Zeit. Sie war immer noch gut.

Eine perfekte Mordmaschine.

Er schaute noch einmal hoch zu der scharfen Klinge, die ihn anzublinzeln schien.

Dann legte er den Hebel um.

Sir Vincent Mosley lag noch immer auf derselben Stelle, den Kopf in der Mulde.

Über ihm erklang ein Sausen. Das Fallbeil war unterwegs! Und es traf haargenau.

Mit einem Schlag wurde Sir Vincent Mosley geköpft!

***

Mit den Nonnen war ich nicht zurechtgekommen, was mich ärgerte. Ich dachte auf dem Rückweg zum Schloß darüber nach, ob ich einen Fehler begangen hatte, weil ich so früh abgereist war. Auf der anderen Seite hatte sich die Oberin verdammt stur benommen. Ich hätte von ihr keine Informationen bekommen; von ihren Mitschwestern ebenfalls nicht. Der einzige, der mehr wissen mußte, war der Lord. Er sollte mir über das Kloster und seine Bewohnerinnen berichten, denn es gab zwischen ihnen und dem Fallbeil-Mann eine Verbindung.

Eine, die schon sehr lange bestand, davon mußte ich ausgehen.

Zweihundert und mehr Jahre. In dieser Zeit mußte etwas geschehen sein, das bis heute noch von Bedeutung war.

Die Nonnen, der Lord, der Fallbeil-Mann!

Ich hatte drei Punkte oder drei Spuren, aber ich wußte nicht, wo ich ansetzen konnte. Irgendwo gab es da noch eine Sperre.

Der Wagen rollte durch die Einsamkeit. Die Uhr am Armaturenbrett zeige die zweite Morgenstunde an, eine Zeit, in der mich normalerweise die Müdigkeit wie ein Schlag überfiel. Nicht so in dieser Nacht. Da war ich aufgekratzt, als hätte ich irgendeine Droge zu mir genommen. Dabei war es nur die Droge Arbeit.

Ich fuhr langsamer, als ich das Schloß als einen dunklen Umriß entdeckte.

Der Dunst hatte sich verflüchtigt und die Wolken verzogen, so daß ich die Mondsichel über mir sah.

Nichts ereignete sich. Der Weg war leer. Links von mir schimmerte der Teich, in dem ich die Szene verfolgt hatte. Welche Bedeutung hatte er?

Auch das würde mir der Lord sagen müssen. Rücksichten konnte ich jetzt nicht mehr nehmen.

Ich war unzufrieden, das stimmte. Aber dieser mächtige Druck im Magen hatte damit weniger zu tun. Es war einfach das schlechte Gefühl oder das Wissen, etwas falsch gemacht zu haben, obwohl ich eigentlich nicht anders hatte handeln können.

War etwas passiert?

Mein Mund war beinahe ausgetrocknet, doch den Whiskygeschmack hatte ich noch auf der Zunge.

Dann sah ich die Frontseite des Schlosses. Das Licht der Scheinwerfer erwischte das Gemäuer. Diesmal stellte ich meinen Rover nicht in einer Deckung ab, sondern parkte vor der Treppe.

Ich löschte die Scheinwerfer, stieg aus und ließ mich von der Stille einfangen. Sie gefiel mir nicht. Mir gefiel überhaupt nicht, daß ich hier in der Einsamkeit stand und mich fühlte, als wäre ich der einzig Lebende unter zahlreichen unsichtbaren Toten.

Mein Blick streifte den Eingang und die nähere Umgebung ab. Die Fenster waren erleuchtet, als hätte der Lord vergessen, das Licht zu löschen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß er sich hingelegt hatte. In einer Nacht wie dieser konnte man doch nicht schlafen. Wahrscheinlich hatte er seinen Kummer ertränkt, hockte betrunken in seinem Sessel und würde Mühe haben, einen klaren Satz zu formulieren.

Komisch - ich stieg die Treppe hinauf, aber ich konnte mich mit meinen Vorstellungen schlecht anfreunden. Das mußte alles nicht sein, es konnte auch ganz anders gelaufen sein.

Ich zog die schwere Eingangstür auf und betrat die Halle.

Sie war leer.

Niemand begrüßte mich, aber ich wußte plötzlich, daß etwas nicht stimmte.

Drei Schritte ging ich vor und ließ die Tür hinter mir zufallen. Meine Blicke durchstreiften die Halle. Ich sah die Rückseiten der beiden

Sessel weiter vorn, ich sah auch den dunklen Kamin und wollte schon den Namen des Lords rufen, als mir ein Schatten auffiel, der rechts von mir auf dem Boden lag.

Dunkel. Langgestreckt. Völlig bewegungslos. Ein Schatten war es nicht.

Ich wußte, daß dort ein Mensch lag, und ich wußte auch, wer dieser Mensen war.

Noch gab es Hoffnung. Der Lord konnte sich dermaßen stark betrunken haben, daß er es nicht mehr schaffte, auf den Beinen zu bleiben. Alles war möglich, aber die Hoffnungsflamme sank immer tiefer zusammen, je näher ich an den starren Körper herankam.

Da lag er, der Lord.

Auf dem Bauch, die Arme halb ausgestreckt und die Hände zu Fäusten geballt.

Nein, es war nicht eine Gestalt. Dort, wo sich bei einem Menschen der Hals befindet, sah ich den Spalt oder die Lücken. Und ich sah die rote Flüssigkeit, die im Teppich versickert war.

Auch meine Hände fingen an zu zittern. Ein kaltes Tuch wehte an meinem Rücken entlang und hinterließ eine Gänsehaut. Ich fühlte mich als verdammter Versager und litt entsetzlich darunter.

Ja, ich hatte verloren. Ich hatte die falschen Schlüsse gezogen. Diese Fahrt ins Kloster hätte ich nicht unternehmen sollen. Der Fallbeil-Mann war schneller gewesen.

Der Kopf lag nicht weit vom Rumpf entfernt. Man mußte wirklich nahe an den Toten herantreten, um ihn zu erkennen. Ich merkte, Wie ich innerlich verkrampfte. Allein mit der Leiche zu sein, störte mich schon, aber in diesem Augenblick wußte ich nicht, was ich noch tun sollte. Im Magen breitete sich die Übelkeit aus, die ich mit einem Schluck aus der Karaffe bekämpfen wollte.

Mein Glas stand noch auf dem Tisch. Ich schenkte mit einen dreifachen Whisky ein, setzte das Glas an die Lippen und trank die braune Flüssigkeit in langsamen Schlucken.

Sie rann durch meine Kehle und schmeckte mir nicht, sie brannte zu sehr, zum Glück nicht sehr lange.

Im Magen breitete sich die Wärme aus. Nein, es ging mir nicht gut, aber es ging mir besser, und ich fühlte mich nicht mehr so stark als Verlierer.

Was war zu tun?

Ich umklammerte das Glas, schaute hinein, aber der Whisky konnte mir keine Antwort geben. Normalerweise hätte ich die Kollegen von der Mordkommission alarmieren müssen, aber das würde nichts bringen, denn es war nicht ihre Aufgabe, den Fallbeil-Mann zu jagen. Ich mußte mich darum kümmern, aber ich mußte auch einsehen, daß mir diese unheimliche Gestalt immer ein Schritt voraus war.

Ich trank den nächsten Schluck. Also würde ich hier im Schloß bleiben und die Kollegen nicht alarmieren. Wie es schon bei den anderen Toten geschehen war.

Mein Blick war auf den Kamin gerichtet. Ich dachte daran, daß dort ein Kopf hineingefallen war. Vom Dach her, wo der Fallbeil-Mann gelauert hatte.

Jetzt war der Kamin leer. Eine düstere Höhle, aus der mir der Geruch von kalter Asche entgegendrang und mich an ein Krematorium erinnerte.

Ich streckte die Beine aus, die mir schwer geworden waren. Überhaupt befand ich mich in einem Zustand, den man nicht eben als fit bezeichnen konnte. Ich war müde, abgeschlafft. Ich war sauer, ich wollte einfach nicht mehr.

Das Glas wäre mir beinahe aus der Hand gerutscht. Im letzten Augenblick fing ich es ab und stellte es mit einer mühsamen Bewegung auf den Tisch.

Hinter mir lag ein Geköpfter. Es war schaurig und schlimm genug. Aber meine Kräfte spielten nicht mehr mit. Ich konnte mich einfach nicht mehr länger wach halten und rutschte hinein in die Welt eines tiefen Schlafes…

***

Kalte Arme umschlangen mich. Widerliche Tentakel, die aus einem eisigen See an die Oberfläche krochen und sich der Stelle näherten, an der ich mich aufhielt.

Ich spürte den Druck. Ich spürte auch die Kälte, die einfach durchging, und ich riß den Mund auf, um nach Luft zu schnappen. Dabei hatte ich das Gefühl, als wäre mir eine Faust in den Magen gestoßen, um ihn tief in meinen Rücken zu drücken.

Ich schnappte nach Luft - und war wach!

Die Augen riß ich weit auf. Bewegte dabei hektisch die Arme, weil ich mich von der Umklammerung befreien wollte - und stellte fest, da sie nicht vorhanden war.

Ich hatte geträumt. Verflucht schlimm geträumt, und ich war deshalb auch in Schweiß gebadet. Aus meinem Mund drangen ein Stöhnen und ein erleichtertes Atmen zugleich. Meine Beine waren eingeschlafen, ich zog sie an und versuchte, das taube Gefühl wegzukriegen.

So wartete ich, den Kopf leicht vorgebeugt. Ich fror und schwitzte zugleich.

In der Halle war es kalt. Aber die Kälte sorgte auch dafür, daß mein Erinnerungsvermögen zurückkehrte. Ich warf einen Blick auf die Uhr und erschrak leicht.

Sechs Uhr morgens. Ich hatte mehr als drei Stunden tief und fest

geschlafen, aber ich lebte noch. Der verdammte Fallbeil-Mann war nicht erschienen, um die Gunst der Stunde zu nutzen.

Der Mund war trocken, die Zunge dick wie ein Pelz, und hinter meiner Stirn pochte es, als wären dort winzige Gestalten versammelt, die immer hämmerten.

Ich stand auf. Es fiel mir schwer. Meine Gelenke waren eingerostet, ich hatte Muskelkater bekommen und verspürte einen irrsinnigen Durst.

Aber nicht auf Whisky, sondern auf Wasser. In der Küche wollte ich mir welches holen. Zum Glück kannte ich mich im Schloß aus. Ich wußte, wo die Küche lag, und ich brauchte auch nicht weit zu gehen. Der große Raum befand sich in der unteren Etage.

Ich stieß die Tür auf und schaltete das Licht ein. Zwei große Kühlschränke enthielten Lebensmittel. Ich zog eine Tür auf und die Flaschen mit Wasser, Bier, Säften und Milch. Normale Mineralwasser brauchte ich jetzt. Dazu aß ich ein Stück Weichkäse.

Der Tote lag noch immer in der Halle. Auch jetzt spürte ich kein Verlangen, die Mordkommission anzurufen. Diesen Fall mußte ich allein durchstehen. Der Fallbeil-Mann hatte sich nur zurückgezogen, völlig verschwunden war er nicht.

Ich hätte nach oben gehen, mich duschen und rasieren können, doch mir war nicht danach. Dafür trat ich ans Küchenfenster und schaute nach draußen, wo die Natur allmählich wieder erwachte. Die Morgendämmerung bahnte sich ihren Weg, während ich auf die ersten Sonnenstrahlen hoffte, die den Nebel wegdampften, aber das würde wohl nur ein Wunsch bleiben. Ich glaubte einfach nicht daran, daß ein klarer Tag vor mir lag. Er würde trübe werden, neblig verhangen und meiner Stimmung entsprechend.

Ich aß noch ein Stück Käse, fand auch Brot und aß eine halbe Schnitte.

Die Flasche Wasser hatte ich schon fast geleert, als ich wieder zurück in die Halle ging.

Der Tote lag noch an derselben Stelle. Nur das Blut war getrocknet und zeigte auf der Oberfläche einen schwarzen Film. Um die Leiche ging ich herum, denn ich wollte zum Telefon, um in London anzurufen.

Im Büro befand sich noch niemand, aber ich wußte, daß Suko bereits auf den Beinen war.

In der Tat dauerte es nicht lange, bis er abhob. Seine Stimme klang frisch, als hätte er wunderbar geschlafen, und darum beneidete ich ihn indirekt.

»Ich bin es.«

»John - du?« Suko war baff erstaunt. »So früh am Morgen? Da stimmt doch was nicht.«

»Kann man sagen.«
»Und was?«
»Ich bin hier mit einem Toten zusammen.«
»Ist es der Lord?«
»Ja.« Ich hatte Suko eingeweiht, deshalb hatte er auch die Frage stellen können.
»Verdammt, das war nicht vorgesehen.«
»Bestimmt nicht. Man hat ihn geköpft. Ich habe es leider nicht verhindern können. - Der Fallbeil-Mann hat ihm tatsächlich den Kopf abgeschlagen.«
»Und jetzt? Was hast du vor? Was willst du tun?«
»Auf den Killer warten.«
»Hm. Soll ich kommen?«
»Nein, das wird nicht nötig sein, denke ich. Tu mir den Gefallen und gib Sir James Bescheid. Ich muß dir berichten, was sonst noch hier vorgefallen ist.«
Suko war ein guter Zuhörer, der sich natürlich auch Sorgen machte und darauf drängte, mir beizustehen. »Sollte ich deine Hilfe brauchen, sage ich dir Bescheid.«
»Falls es dann nicht schon zu spät ist.«
»Das glaube ich nicht, Suko. Es wird sich hier einiges verdichten. Ich spüre es. Bis du von London aus hier bist, kann schon alles vorbei sein. Dieser Fallbeil-Mann hat seine ursprüngliche Schiene verlassen und sich auf andere Felder begeben, wo er auch leicht scheitern kann, denke ich mal.«
»Okay, dann drücke ich dir die Daumen.«
»Das mach mal.«
Ich hatte kaum aufgelegt, als ich in meinem Rücken ein Geräusch hörte.
Zugleich erwischte mich ein kühler Luftzug. Ich wußte sofort, was geschehen war. Jemand hatte die Eingangstür geöffnet.
Ich drehte mich auf der Stelle.
Meine Augen weiteten sich.
Ich starrte auf einen fremden, dunkelhaarigen Mann, dessen Oberkörper nackt war und nur mit einer schlichten sackähnlichen Hose bekleidet war, wobei er noch auf seinen nackten Füßen stand…

***

Die Überraschungen rissen nicht ab. Keiner von uns sprach. Nur die Tür hinter dem Fremden fiel zu, und genau in dem Augenblick, als dieses Geräusch erklang, da wußte ich Bescheid. Da war mir wieder in den Sinn gekommen, wo ich diesen jungen Mann schon einmal gesehen hatte. Und zwar als Projektion im Teich. War er vielleicht diesem kleinen Gewässer im Schloßgarten entstiegen?

Er schaute mich an, ich schaute ihn an. Unsere Blicke bohrten sich ineinander, wobei jeder versuchte, in den Augen des anderen zu lesen, um den Grund des Erscheinens zu erkennen.
Ich stieß langsam und unüberhörbar die Luft aus, während der andere still blieb und nur den Kopf bewegte, weil er sich umschauen wollte. Er war gebräunt, ein attraktiver Mann um die Dreißig, an dem die Frauen sicherlich ihren Spaß haben würden. Seine Augen waren dunkel, ein männlicher Typ. Das Haar wuchs lang und lockig auf seinem Kopf, aber seine Hände sah ich nicht. Die hielt er auf dem Rücken, als wären sie dort gefesselt.
Er sprach nicht. Er sah sich nur um. Auch ich hielt mich zurück und wartete darauf, was der andere vorhatte. Nachdem er eine Weile auf der Stelle gestanden und gewartet hatte, durchlief ein Ruck seinen Körper, und er setzte das rechte Bein nach vorn, um den ersten Schritt zu gehen. Nicht in meine Richtung, er würde, wenn er seinen Weg fortsetzte, an mir vorbeigehen, und er nahm mich überhaupt nicht zur Kenntnis, sondern schritt tiefer in die Halle hinein. Wahrscheinlich wollte er sich den toten Lord genauer anschauen. Jetzt sah ich auch, weshalb er die Hände auf dem Rücken hielt. Sie waren dort tatsächlich gefesselt. Die Handgelenke wurden von Stricken umspannt.
Neben der Leiche blieb er stehen. Er schaute sie sich wortlos an. Auch in seinem Gesicht bewegte sich nichts. Etwa eine halbe Minute konzentrierte er sich auf den Toten, dann drehte er sich um und ging weiter.
So hatten wir nicht gewettet. Ich sprach ihn an, und meine Stimme schallte in seinem Rücken. »He, wer sind Sie«
Er hörte nicht. Ging einfach weiter. Es war mir egal, wohin er wollte, aber zuvor wollte ich eine Aufklärung haben, und deshalb lief ich mit schnellen Schritten auf ihn zu. Auch wenn der Unbekannte mich gehört hatte, er tat nichts, um seinen Weg zu unterbrechen. Ich kam so dicht an ihn heran, daß ich in anfassen konnte, was ich auch tat. Meine rechte Hand legte ich auf seine rechte Schulter.
Sofort zuckte die Hand wieder zurück. Die Haut war kalt. Auch schwammig.
Wie alter Teig. So fühlte sich auch die Haut eines Toten an, eines lebenden Toten, eines Zombies.
War er das?
Ich zerrte ihn herum. Er machte die Bewegung mit, hielt sich aber nur mühsam auf den Beinen.
Dann starrten wir uns an.
»Kannst du sprechen?« fragte ich ihn.
Er schwieg.
»Wer bist du?«
Der Unbekannte sagte nichts. Er hatte seine blassen Lippen

zusammengepreßt.

Ich würde nichts aus dieser fremden Gestalt herausbekommen, aber ich nahm ihren Geruch auf. Obwohl der Körper trocken war, roch er nach altem Wasser, nach Schlamm und Tang, und einige Reste klebten auch noch auf seiner Haut.

Der Henker war es nicht. Daran konnte ich nicht glauben. Außerdem fehlte ihm die Kapuze. Aber er war auch kein Mensch, denn mir war mittlerweile aufgefallen, daß er nicht mehr atmete. Er konnte sich bewegen, ohne Luft holen zu müssen, und das wiederum machte ihn zum Zombie, also zu einem lebenden Toten, mit dem ich kaum eine Unterhaltung beginnen konnte.

War er wichtig? War er nur eine Randfigur? Fragen, auf die ich leider keine Antwort fand, aber ich hatte mich bereits zu einem Experiment entschlossen.

Ich wollte herausfinden, wie er auf den Anblick meines Kreuzes reagierte. Ich zog die Kette über den Kopf, das Kreuz würde in wenigen Sekunden freiliegen, aber dazu kam es dann doch nicht mehr.

Hinter mir wurde die Tür geöffnet. Ich hörte das Keuchen einer Person und dann die Stimme der Oberin aus dem Kloster. »Lassen Sie es sein, Mr. Sinclair…«

***

Der Tag fing ja gut an, wirklich. Da löste eine Überraschung die nächste ab, denn mit dem Auftauchen der Oberin hatte ich weiß Gott nicht gerechnet.

Ich ging einen großen Schritt von der lebenden Leiche weg und drehte mich um.

Schwester Anna stand vor der Tür. Sie schaute mich starr an, und zum erstenmal sah ich ihr Gesicht besser, ich kannte zahlreiche Nonnen, die in ihrem Leben die Fröhlichkeit des Klosters erlebten, die einen Sinn darin sahen, dem lieben Gott zu dienen. Und es machte ihnen Spaß, nicht so dieser Frau.

Sie war kleiner als ich, trug eine grauschwarze Kutte. Unter der Kapuze schaute kein einziges Haar hervor. Wahrscheinlich wirkte ihr Gesicht deshalb so unnatürlich, beinahe schon wie ein Gemälde.

Die dunklen Brauen waren dünn wie Striche, die schmalen Lippen blaß, die Haut von zahlreichen Falten durchzogen, was darauf schließen ließ, daß sie nicht mehr zu den Jüngsten gehörte.

Ich wußte nicht, was sie ausstrahlte. Vielleicht waren es Verbitterung und Furcht, aber auch Resignation, wie mir schien.

Ihr Ruf hatte mich im letzten Moment erreicht, und ich ließ das Kreuz unter der Kleidung. »Okay, Schwester«, sagte ich. »Sie sehen, daß ich Ihren Wünschen folge, aber ich denke mir, daß Sie eine gute Erklärung dafür haben.«

»Ja, das habe ich.«
»Ich höre.«
Sie hob ihre rechte Hand und schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Sinclair, nicht sofort. Sie werden Ihre Antworten bekommen, aber es müssen gewisse Regeln eingehalten werden, die ich Ihnen erkläre.«
»Zu lange möchte ich nicht warten. Wie Sie wissen, habe ich noch eine Aufgabe zu erledigen.«
»Ja, das weiß ich, aber glauben Sie mir, wir können uns Zeit lassen. Es läuft uns nichts weg.« Nach diesen Worten verließ sie ihren Platz und ging dorthin, wo der Geköpfte lag. Sie blieb daneben stehen, senkte den Kopf, um sich den Toten genauer anzuschauen. Dann nickte sie und flüsterte: »Er hat also wieder zugeschlagen. Zweimal in der Nacht.«
»Wobei der zweite Mord geschah, als ich mich bei Ihnen im Kloster aufhielt.«
»Kann sein, aber ich sehe es nicht als Schuld an. Schuldig sind wir alle.«
»Damit schließen Sie sich ein.«
»Ja.« sagte sie nur und deutete auf den toten Lord. »Er hat einen Fehler begangen, den er mit seinem Leben bezahlte.«
»Welchen?«
»Er hätte sich nicht einmischen dürfen, dann wäre er sicherlich noch am Leben.«
»Moment mal«, sagte ich, »einmischen? In was einmischen?«
»In die Rache des Henkers.«
So eine Antwort aus dem Mund einer Nonne zu hören, war schon ein starkes Stück. Im Moment verstand ich die Welt nicht mehr, und das sah mir die Frau an. »Sie sind der Fehler gewesen, Mr. Sinclair. Ihr Erscheinen war sein Todesurteil. Der Henker hat sich um den Lord nie gekümmert, doch er beging den Fehler, jemanden zu holen, der den Henker vernichten sollte.«
»Na und? Sollte das Morden denn so lange weitergehen, bis niemand mehr vorhanden war? Hätte dieser Fallbeil-Mann das gesamte Kloster entvölkern sollen?«
»Ich weiß es nicht«, gab die Oberin zu. »Irgendwann hätten wir ihn schon überwunden.«
Auch wenn ein Toter in der Nähe lag, ein Lachen konnte ich mir trotzdem nicht verbeißen. »Sie hätten es also in Kauf genommen, daß zahlreiche ihrer Schwestern sterben.«
»Es ist das Schicksal gewesen. Wir haben die schwere Last eben tragen müssen.«
»Aha, so ist das. Und was hat dieser gefesselte Zombie damit zu tun? Spielt er eine Rolle in dem Fall?«
»Es ist Carlos.«

»Einen Namen hat er auch? Wie schön.«

»Er ist tot, aber er kann nicht sterben. Ebenso wie der Fallbeil-Mann.«

Die Oberin sah aus, als würde sie zusammensacken. Sie wirkte jetzt wie eine alte Frau, die sich aufgegeben hatte. Mit müden Schritten ging sie auf einen thronähnlichen Holzstuhl zu, um sich dort hinzusetzen. Ihre Arme legte sie auf die Lehne. Das Gesicht war zur müden Maske geworden. Sie starrte in die Ferne.

»Ich habe nichts begriffen, Oberin, gar nichts. Ist es zuviel verlangt, wenn ich um eine Aufklärung Ihrerseits bitte.«

Sie rollte mit den Augen, dann schüttelte sie den Kopf, bevor sie mich anschaute. »Nein, für Sie ist es nicht zuviel verlangt. Sie sind ja erschienen, um dem Morden Einhalt zu gebieten. Aber das wird nicht leicht sein.«

»Kennen Sie den Weg, Oberin.«

Sie überlegte einen Moment. Dabei strichen ihre Handflächen über die Lehnen. »Ja, ich denke schon, daß ich ihn kenne. Aber er ist nicht leicht zu gehen. Er ist dornig und gefährlich. Und er kann in der Hölle enden, Mr. Sinclair.«

»Das ist mein Risiko, daran bin ich gewöhnt. Leider weiß ich zuwenig, wie ich schon erwähnte. Ich denke, wir sollten uns die Zeit nehmen, um über den Fall zu diskutieren.«

»Das hat keinen Sinn. Sie sollen ihn noch lösen.«

Ich nickte ihr zu. »Das versteht sich.«

Die Oberin seufzte. Dann drehte sie den Kopf und schaute zu dem gefesselten Zombie hin. »Um die Gegenwart zu begreifen, müssen wir die Vergangenheit kennen, Mr. Sinclair.«

»Kann ich mir vorstellen, nur ist mir gerade diese spezielle Vergangenheit unbekannt.«

»Das glaube ich Ihnen. Der Lord wird Ihnen kaum etwas erzählt haben. Aber ich kann Ihnen helfen, denn in unserem Kloster, das eine sehr große Rolle gespielt hat, ist alles aufgezeichnet worden, denn die Oberin, die ebenfalls Anna hieß, bekam sogar in diesem Land die Wirren der Französischen Revolution zu spüren, obwohl sie nie nach England überschwappte.«

»Das ist mir bekannt.«

»Wollen Sie zuhören, Mr. Sinclair?«

»Gern.«

»Es ist aber kein Spaß.«

»Das kann ich mir vorstellen. Ich bin auch nicht hergekommen, um zu lachen.«

»Ja, ich weiß«, sagte sie und holte einmal tief Luft. »Ich weiß es sehr gut…«

***

Schwester Annas Erzählungen.

Frankreich brannte im Feuer der Revolution, aber England nicht, doch auch hier befürchtete man den Aufstand der Massen, Plünderungen und Zerstörung. In den Klöstern herrschte große Aufregung. Man war begierig auf jede neue Nachricht vom Festland.

Auch unser Kloster blieb nicht verschont. Mitten in der Nacht traf einer dieser Flüchtlinge ein. Er nannte sich Bucheron und klopfte voller Verzweiflung an die Pforte des Klosters. Die Schwestern gewährten ihm Einlaß, wofür er sich mehrmals bedankte. Man stellte ihm ein Lager zur Verfügung, gab ihm zu Essen und zu trinken, und man schleppte ihm sogar die große Kiste, die er als Gepäck hinter sich hergeschleift hatte, in die Kammer.

Er war der einzige Mann zwischen den Nonnen, und die offizielle Kirche durfte das nicht erfahren. Alles lief im Geheimen ab. Die Oberin verpflichtete ihre Mitschwestern zum absoluten Schweigen, was auch eingehalten wurde.

Der Mann blieb. Nicht nur einen Tag, sondern Wochen und Monate. Er machte sich auch nützlich. Er arbeitete mit im Garten, er half, wo er konnte, denn er war sehr kräftig und sich keiner Arbeit zu schade. Aber er war ein Mann, und er hatte auch Gefühle.

Schon bald kam es zu kleinen Ungereimtheiten. Schwestern beschwerten sich darüber, daß er sich in der Nähe des Badehauses herumgetrieben hätte, um sie zu beobachten.

Die Oberin sagte nichts. Sie hoffte darauf, daß Bucheron das Kloster bald verließ.

Das galt auch für die Mosleys, deren Schloß sich in unmittelbarer Nähe des Klosters befand. Hin und wieder besuchten die Adeligen die Nonnen, sie feierten mit ihnen zusammen eine Messe, entweder im Kloster oder in der Schloßkapelle.

Das alles bekam dieser seltsame Gast mit. Er hielt sich immer zurück, er wurde nie gesehen, aber er beobachtete selbst, und ihm war längst die schöne Edwina aufgefallen, die Schwester des Earls of Mosley.

Edwina war eine junge Frau, die gern tanzte, kokettierte und feierte. Sie war sich ihrer Schönheit sehr genau bewußt, und sie suchte immer wieder nach Männern, die sie verführen konnte. So hatte sie einen spanischen Offizier namens Carlos kennengelernt und ihn auf ihr Schloß eingeladen. Sie benutzte ihn wie ein Spielzeug, um ihn nach einer gewissen Zeit wieder abzulegen.

An einem Sommerabend, so heißt es, verließ die Baroneß ihre Räume, um im Schloßpark spazierenzugehen. Nicht ahnend, daß sie von den brennenden Augen eines Mannes beobachtet wurde, der nur auf eine Gelegenheit gewartet hatte.

Die ergab sich, weil das Schloß so gut wie leer war. Die Mosleys waren einer Einladung gefolgt, zu der Edwina nicht hatte mitgehen

wollen. So war sie allein mit dem Personal, und an diesem Sommerabend im Schloßpark war sie ganz allein.

Von dem Teich wehte ihr ein kühler Luftzug entgegen. Unter den alten Trauerweiden war es schattig, doch die Frau spürte die Hitze trotzdem in ihrem Körper.

Das Wasser lockte. Niemand beobachtete sie, und so entledigte sie sich ihrer Kleider.

Das sah auch Bucheron, der lauernd hinter einem Busch hockte, von dem er den Teich gut überblicken konnte.

Endlich sah er eine nackte, schöne Frau. Rothaarig war sie, ein heller, wunderschöner Körper, wie von einem Bildhauer geschaffen, und dieser Körper tauchte ein in die Fluten des Teichs, um sich abzukühlen.

Bucheron wartete geduldig. Er wußte, daß seine Stunde kommen würde, und tatsächlich dauerte es nicht lange, da wurde es der schönen Edwina zu kalt, und sie verließ das Wasser - so wie Gott sie geschaffen hatte.

Ein großes Badetuch hatte sie mitgenommen, um sich abzutrocknen, aber sie kam nicht dazu, es zu benutzen, denn plötzlich stand Bucheron vor ihr.

Edwina erstarrte.

Sie schaute den Mann an, dessen Hose sich stark ausbeulte, und sie wußte genau, was folgen würde. Sie blickte in seine Augen und entdeckte die Gier. Gegen Männer hatte sie nichts, sie war ein Heißblut, aber dieser Mann vor ihr kam ihr vor wie ein Tier.

»Nein!« flüsterte sie.

»Nein.«

»Doch«, sagte er nur. Sie hatte schreien wollen, doch der Schock saß zu tief. Dann, als sie sich davon erholt hatte, war der Mann schneller als sie, preßte ihr seine Hand auf den Mund und wuchtete sie brutal zu Boden. Sie fiel ins Gras, dann war der Mann über ihr, und er machte es hart und brutal. Er vergewaltigte sie mehrmals hintereinander.

Er achtete nicht auf ihr Wimmern und Schreien, ließ sie schließlich, als er genug hatte, halbtot liegen und verschwand.

Das Kloster schützte ihn. Die Nonnen waren gut zu ihm, aber die Oberin dachte inzwischen anders. An dem Abend, als er Edwina vergewaltigte, hatte Schwester Anna etwas getan, für das sie sich nur anfangs schämte.

Sie war in die kleine Kammer des Mannes geschlichen, um die Truhe unter die Lupe zu nehmen, die er mitgebracht hatte. Schon seit langem hatten die Nonnen darüber gerätselt, was sie wohl verbergen konnte, aber niemand hatte sich getraut, Bucheron zu fragen.

Die Truhe war verschlossen, aber es gab auch Tricks, um Schlösser zu

knacken. Die Oberin benutzte eine Haarnadel. Mit ihrer Hilfe öffnete sie die Truhe. Sie zog den Deckel hoch und erlebte das Grauen.

Es lag keine Kleidung darin, sondern ein Tötungsinstrument, eine Guillotine. Zerlegt in mehrere Teile. Da die Oberin schon Bilder von diesem Fallbeil gesehen hatte, wußte sie sehr gut Bescheid, und sie wußte auch, welche Laus sich die Nonnen mit ihm in den Pelz gesetzt hatten. Sie versteckten einen Henker, der aus Frankreich hatte fliehen müssen und sicherlich darauf wartete, seine blutigen Taten in einem anderen Land erneut zu begehen. Die Oberschwester wußte nicht, was sie unternehmen sollte. Sie hatte plötzlich Angst, verschloß die Truhe wieder und verließ die Kammer fluchtartig, um sich in der Kapelle niederzulassen und dort zu beten. Bis zum Morgengrauen war sie in eine tiefe Andacht versunken. Erst dann kehrte sie zu den anderen zurück, aber sie hatte sich verändert. Sie war ernster geworden, sie war mehr in sich versunken, denn die schreckliche Entdeckung ging ihr nicht aus dem Kopf.

Einen Plan hatte sie sich schon zurechtgelegt. Nur behielt sie ihn für sich, mit keiner anderen Person wollte sie darüber reden.

Sie traf auch Bucheron, der an diesem Morgen so ungewöhnlich zufrieden aussah, seiner Arbeit fröhlich nachging und in der glühenden Sonne die reifen Erdbeeren erntete.

Alles ging gut, bis zum Abend des Tages, als die Nonnen Besuch bekamen.

Es war Carlos, der Geliebte der Baroneß. Er klopfte an die Pforte des Klosters. Da man ihn kannte, ließ man ihn eintreten, und er verlangte, die Oberin zu sprechen.

Anna und Carlos saßen lange zusammen. Der Mann berichtete von der Vergewaltigung der Baroneß, und er verlangte eine Aufklärung. Anna tat noch immer ahnungslos, aber Carlos ging davon aus, daß der Vergewaltiger von den Nonnen versteckt wurde. In seiner Rage hatte er davon gesprochen, und das war von Edwina Mosley genau gehört worden.

Die Oberin stritt alles ab, und Carlos ging mit dem Versprechen, zurückzukehren, aber nicht allein, sondern mit der Familie Mosley. Sie würden das Kloster bis in den letzten Winkel durchsuchen und diesen Hundesohn finden.

Die Oberin wußte, daß er die Ankündigung wahrmachen würde. Sie gab ebenfalls zu, Fehler gemacht zu haben. Jetzt ging es nur darum, das Kloster zu retten, wobei ihr Plan, den sie gefaßt hatte, immer deutlichere Züge annahm.

Sie wollte den Henker loswerden und ihm deshalb eine Falle stellen.

Dazu wartete sie nicht lange. Am nächsten Tag schon fing sie damit an.

Sie war eine sehr weise Frau, die sich mit Kräutern und Giften

bestens auskannte. Während des Gebetes, an dem der Mann niemals teilnahm, weihte sie die anderen Schwestern in ihren Plan ein, die der Oberin natürlich zustimmten.

Und so griff Anna zum Gift.

Sie verteilten es auf verschiedene Mahlzeiten bis zum Abend hin. Im Gegensatz zu den Nonnen bekam Bucheron viel zu essen, und schon gegen Mittag wurde er grau im Gesicht und fühlte sich überhaupt nicht wohl.

Er bat darum, sich hinlegen zu dürfen, was die Oberin nur zu gern erlaubte.

Bucheron aber schlich in seine Kammer. Schmerzen peinigten ihn so heftig, daß er befürchtete, seine Eingeweide würden zerreißen. Jetzt, wo er allein war und auf seinem Lager lag, bekam er Zeit, über seine Krankheit nachzudenken, und er wunderte sich, daß nur er sie allein bekommen hatte.

Er war schon immer mißtrauisch gewesen, hatte sich immer nur auf sich selbst verlassen und war der Meinung, daß da einiges nicht mit rechten Dingen zuging.

Trotz seiner Schmerzen war er bereit, das zu tun, was er am besten konnte. Er wollte köpfen.

Und er wollte mit der Oberin beginnen. Deshalb öffnete er die Truhe und baute unter unsäglichen Mühen seine Guillotine auf, die von der Höhe her soeben in die Kammer hineinpaßte.

Die Oberin hatte ihm versprochen, am Abend noch einmal nach ihm zu schauen. Sie würde kommen, und er wartete auf sie. Auf einem Schemel sitzend, keuchend, in Schweiß gebadet, aber voller Haß auf die normale Welt.

Henker gehören dem Teufel!

Das hatte er mal gehört, und es war auch nicht so dahingesagt worden, wie er am eigenen Leibe erfahren hatte. Einige Monate später, er hatte bereits die ersten Menschen getötet, war ihm dann die Flucht nach vorn gelungen. In einer stürmischen Nacht hatte er eine Kirche entweiht, den Priester auf brutalste Weise getötet, und so war ihm die Chance gegeben worden, in die Nähe des Teufels zu gelangen. Hinein in seinen Dunstkreis, und er hatte gespürt, welch eine Macht dieses böse Tier hatte. Er hatte ihm viele Seelen versprochen, seine eigene mit eingeschlossen, und das Tier, der Teufel oder wer immer es war, hatte zugestimmt, sich aber ausgebeten, über die Zeit selbst verfügen zu können.

Damit war der Henker zufrieden gewesen, nur nicht mit dem Verlauf der Revolution, denn er hatte zur anderen Seite gehört und im Namen des Königs geköpft.

Er war dann geflohen. Zusammen mit seiner Guillotine. Geld genug besaß er, und ein Fischer hatte sich mit zwei Goldmünzen bestechen

lassen und ihn über das Meer nach England gebracht.

Die Leiche des Fischers hatte er anschließend verbrannt und die Seele dem Teufel geweiht.

In England hatte er Unterschlupf gefunden. Er würde später wieder zurückgehen, aber an diesem Abend dachte er nicht mehr daran, denn die Schmerzen wurden immer schlimmer. Sie fraßen ihn auf. Sie lösten seine Gedärme auf wie Säure. In der sitzenden Haltung preßten sie sich noch stärker durch seinen Körper, so da er gezwungen war, sich auf das Lager zu legen.

Schaum stand vor seinen Lippen. Er hielt ihn nicht davon ab, zum Satan zu beten. Er wollte Hilfe aus der Hölle. Immer wieder flehte er das Tier an, aber die Schmerzen linderten sich kaum. Einige Male schon hatte er sich bereits übergeben müssen. Keuchend und auch fluchend lag er rücklings auf seinem Lager. Die Welt um sich herum sah er nur verschwommen, als hätte man ein Tuch über seine Augen gelegt.

Irgendwann beruhigte er sich. Da aber lag draußen schon die Dunkelheit der Nacht über dem Land. Bucheron ahnte, daß sie irgendwann kommen würde, um nach ihm zu schauen, und darauf wartete er.

Der Schweiß war kalt geworden. Er klebte überall an seinem Körper. Er lag sogar zwischen seinen Fingerkuppen wie dichte Fäden aus Schleim.

Sein Gesicht zeigte nicht mehr die Anstrengung, er wimmerte nur noch leise vor sich hin.

Der Fallbeil-Mann war überzeugt davon, daß er eine sehr große Dosis Gift bekommen hatte. Andere waren daran zerbrochen, gestorben, aber er war eben etwas Besonderes.

Im Kloster war nichts zu hören. Die Nonnen lagen wahrscheinlich in ihren Kammern. Sollten sie, er würde sie nicht wecken, er wartete nur auf die eine, die Oberin.

Aber er vernahm auch ein anderes, ihm sehr gut bekanntes Geräusch.

Hufschlag drang durch die scheibenlose Luke seiner Kammer. Ein Reiter war gekommen. Der Henker glaubte nicht daran, daß es eine Nonne war, das mußte jemand anderer sein, ein Mann vielleicht.

Jemand vom Schloß. Der Henker grinste zum erstenmal seit Stunden, als er an das Schloß und auch an den Teich dachte.

Dort hatte er Edwina vergewaltigt, und er ärgerte sich jetzt, daß er sie nicht getötet hatte. Es war dumm gewesen, so hatte sie berichten können, und wahrscheinlich war man ihm schon auf die Schliche gekommen.

Zunächst aber geschah nichts. Er konnte auf seinem Lager liegenbleiben und sah über sich den Sehatten der aufgebauten Guillotine. Das Fallbeil war sein einziger Freund. Er beherrschte es. Es

ließ ihn nicht im Stich, es hatte ihn noch nie im Stich gelassen, und es würde auch hier seine Pflicht tun, wenn es nötig war.

So leicht bekamen sie ihn nicht. Er hatte seinem Freund, dem Teufel Seelen versprochen, und die würde er liefern, auch wenn andere mit seinem Ableben gerechnet hatten.

In der Zelle stank es noch immer nach seinem Erbrochenen. Ein guter Geruch, wenn er daran dachte, daß er das verfluchte Gift damit ausgespien hatte oder zumindest einen Teil davon.

Leider ging es ihm noch schlecht. Er war schwach. Er würde Mühe haben sich auf den Beinen zu halten. Da ihm die Kraft fehlte, mußte er sie durch Raffinesse ausgleichen.

Die Stille in seiner Umgebung wurde zerstört, als sich jemand seinem Zimmer näherte. Der Henker lauschte. Jemand kam, aber er fragte sich, ob diese Person zu ihm wollte. Sicher war das nicht, denn in seiner Nähe befanden sich noch die Kammern, in denen die Nonnen ihre Vorräte gelagert hatten.

Doch, sie wollten zu ihm. Er hörte es genau. Der Fremde näherte sich der Holztür seiner Kammer zu - und stoppte davor. Und jemand hatte auch Licht mitgebracht, denn durch die Holzritzen schimmerte Kerzenlicht.

Wer war das? Die Oberin? Traute sie sich wirklich allein zu ihm? Der Henker atmete durch den offenen Mund.

Vor der Tür hörte er eine flüsternde Stimme. Sie gehörte einer Frau. Das mußte die Oberin sein. Da sie bestimmt nicht mit sich selbst redete, hatte sie jemand mitgebracht.

Obwohl die Schmerzen durch seinen Unterleib sägten, blieb er in der halb erhobenen Haltung auf seinem Lager liegen. Dann wurde die Tür nach innen gedrückt, und sie kratzte mit der Unterseite hörbar über den Boden. Ein Spalt entstand, in den das flackernde Licht einer Kerze hineindrang. Dahinter zeichnete sich die Gestalt der Oberin ab, und der Henker ließ sich wieder zurück auf sein Lager sinken.

Er wollte sich schwächer geben, als er tatsächlich war, verengte die Augen zu Schlitzen und starrte auf die Tür, die noch weiter aufgedrückt wurde, damit der Mann freie Bahn hatte, um die Kammer zu betreten.

Das Kerzenlicht reichte als Beleuchtung aus. Die Flamme bewegte sich, reckte sich dabei auch in die Höhe und glitt über die scharfe Schneide des Haumessers hinweg, wo sie blitzende Reflexe hinterließ, was den Mann und die Oberin irritierte.

»Was ist das?« fragte Carlos.

Die Oberin hatte die Kerze abgestellt. Sie bekreuzigte sich, als sie das Mordinstrument aufgebaut sah. Der Schreck hatte ihr die Sprache genommen, aber Carlos bewegte sich auf das Fallbeil zu, eine Hand auf dem Griff seines Degens.

»Damit will er töten!« flüsterte der Mann. »Ja, damit hat er die Menschen in seinem Land geköpft. Er ist wirklich ein Henker. Ihr hattet recht, ehrwürdige Mutter.«

»Das ist vorbei«, wisperte die Oberin. »Das Gift hat seinen Körper geschwächt. Er schafft es nicht.«

Carlos warf der Nonne einen Blick zu. »Seid Ihr sicher?«

»Ja, das bin ich.«

Carlos lächelte plötzlich, als wäre ihm eine gute Idee gekommen. »Er hat sein Mordinstrument aufgebaut«, flüsterte er. »Das ist etwas Besonderes, und ich habe schon eine Idee.«

»Was meinst du damit?«

»Wir müssen ihn töten.«

»Falls er nicht schon tot ist.«

»Wir wollen sicher sein.«

»Ich höre ihn noch atmen«, sagte die Oberin.

»Dann werden wir es so machen, wie er es bei seinen Delinquenten getan hat. Wir werden ihn bei lebendigem Leib und bei vollem Bewußtsein unter das Fallbeil legen.«

Die Oberin erschrak. Sie war eine Frau, die Gott dient und Gewalt bisher abgelehnt hatte. Aber sie war einen verhängnisvollen Schritt gegangen und konnte nicht mehr zurück. Sie mußte auch den zweiten gehen, und so nickte sie, bevor sie sagte: »Ich hoffe, der Allmächtige wird uns verzeihen.«

»Das wird er, ehrwürdige Mutter, denn er ist immer auf der Seite der gerechten.« Carlos war von seinen Worten überzeugt. Gleichzeitig durchströmte ihn ein unbändiger Haß, als er auf den Henker schaute und daran dachte, was dieser Mensch Edwina Mosley angetan hatte. Dafür würde er büßen, und zwar mit seinem Leben.

Als die Oberin vorgehen wollte, hielt Carlos sie zurück. »Nein, nicht«, sagte er. »Ich werde es tun.«

»Was?«

Carlos deutete auf das Fallbeil. »Dort wird er liegen.«

Die Oberin erbleichte. »Töten? Sie - sie wollen ihn töten - köpfen?«

Der Mann gab ihr keine genaue Antwort. »Geht aus dem Raum, ehrwürdige Mutter. Es ist besser für Euch. Wartet vor der Tür. Ihr könnt dann später kommen, wenn ihr wollt.«

Sie überlegte noch. Ihr Blick glitt hinüber zum Lager, wo der Henker lag, die Beine angezogen hatte und sich krümmte. Er stöhnte auch leise vor sich hin, und das Gespräch zwischen der Oberin und Carlos schien er nicht mitbekommen zu haben.

»Gott sei seiner Seele gnädig!« flüsterte die Oberin, bevor sie sich umdrehte und die Kammer verließ.

Carlos hatte ihr nachgeschaut. Er wartete so lange, bis die Oberin die Tür hinter sich zugezogen hatte. Dann lag plötzlich ein wölfisches

Grinsen auf seinem Gesicht.
Endlich war er allein mit diesem Hundsfott. Er würde ihn vernichten. Er würde ihn köpfen, und er würde zuschauen, wenn der Kopf vor seine Füße rollte. Die Nonne hatte gute Vorarbeit geleistet. Die hatte von Kräutern gesprochen, aber Carlos glaubte, daß es Gift gewesen war, das der Henker zu sich genommen hatte.
Das reichte soeben aus, um etwas erkennen zu können. Wie dieses Fallbeil funktionierte, wußte Carlos. Er hatte als Soldat schon des öfteren den Hinrichtungen zugeschaut, aber das Fallbeil nie selbst in Bewegung gesetzt. Das würde sich ändern. Dieser Frauenschänder sollte seinen Kopf verlieren, und Carlos überlegte schon, ob er ihn nicht Lady Edwina auf dem Tablett servieren sollte.
Er trat an das Lager heran. Der Henker wimmerte. Seine Schmerzen schienen sich verstärkt zu haben. In den Augen lagen die Tränen. Der Mund zuckte. Die Hände waren hart auf den Leib gepreßt.
»Nie mehr wirst du Menschen köpfen, Henker aus Frankreich. Und nie mehr wirst du Frauen schänden, das verspreche ich dir. Du wirst spüren, wie es ist, wenn dein Kopf selbst in der Mulde liegt, und du wirst das Geräusch hören, wenn die Klinge nach unten saust. Aber diesmal wird es dich selbst treffen und keinen anderen.« Carlos kicherte. »Ich werde dein Henker sein!«
Er hatte diese Worte einfach sagen müssen. Er wollte diesen Mörder zuvor durch Worte foltern und ihm noch einmal vor Augen halten, wie schnell der Tod sein konnte.
Carlos bückte sich. Er mußte den Henker noch von seinem Lager zum Fallbeil schleifen, aber das war kein Problem, denn er gehörte zu den kräftigen Menschen.
Mit beiden Händen griff er zu. Der Körper hing schwer in seinem Griff.
Das Jammern störte ihn nicht. Carlos wollte sich nicht ablenken lassen und erklärte dem Henker, daß er bald dem Teufel die Hand reichen konnte.
Die Beine des Fallbeil-Manns rutschten über die Kante des Lagers hinweg und prallten zu Boden. Unter den Achselhöhlen hielt Carlos den Mann fest. Der Haß auf ihn war unbeschreiblich. Er stellte sich wieder vor, wie dieser Mensch Lady Edwina angefallen hatte, wie ein Tier, und er hätte ihn am liebsten schon jetzt erstochen.
Nein, nur das nicht. Er wollte den Kopf. Er wollte so etwas wie eine Siegestrophäe, um sie zeigen zu können. »Ich werde der Sieger sein, Henker. Du wirst nicht mehr die Gunst der Nonnen und frommen Frauen ausnutzen können, das verspreche ich dir hoch und heilig.« Plötzlich fing er an zu lachen. Er schüttelte sich dabei und ruckartig schleifte er den Mann weiter.
Neben dem Fallbeil legte er ihn zu Boden. Carlos wollte sich die

Mechanik noch einmal anschauen. Er holte die Kerze näher heran, damit leuchtete er den Haltebalken ab, sah die scharfe Klinge dort oben und gruselte sich.

Sie würde mit einem Schlag den Kopf vom Körper trennen, und so war es auch gewollt.

Er kümmerte sich wieder um Bucheron. Dem war es sogar gelungen, sich aufzurichten. Aus fiebrigen Augen blickte er in die Höhe, in das Gesicht seines Mörders. Carlos grinste nur.

Dann schnippte er mit den Fingern. Für ihn war es ein Zeichen, den Mann noch einmal zu packen, um ihn dann auf die Guillotine zu legen.

Wieder mußte er sich bücken. Er war sich seiner Sache sicher, zu sicher, und er hätte niemals mit einer Gegenwehr des anderen gerechnet.

Die aber trat ein.

Die Bewegung des rechten Arms konnte er nicht verhindern. Plötzlich griff der angeblich so schwache Mann zu. Seine Hand umklammerte den Griff des Degens und zerrte die Waffe mit einem Ruck aus der Scheide.

Carlos fluchte und sprang zurück.

Genau das war sein Fehler. So gab er dem Henker die Gelegenheit, auszuholen, was dieser mit aller ihm noch zur Verfügung stehender Kraft tat, und mit der gleichen Kraft ließ er die Klinge wieder nach vorn sausen, und er traf auch dort wo er hatte treffen wollen.

In den Bauch des Soldaten Carlos!

Schräg von unten nach oben war die Klinge in den Körper gefahren und hatte dort für innere Verletzungen gesorgt. Aus dem Mund des Henkers drang ein Lachen, während über Carlos' Lippen das Blut quoll, er dabei zurücktaumelte und dann zusammensackte.

Bucheron war zufrieden…

***

Anna, die Oberin hatte die Kammer verlassen und war nicht weit fortgegangen. Neben ihr befand sich eine Nische in der Gangwand. Dort wurden eigentlich Fackeln und Kerzen aufbewahrt. Aber die waren verteilt worden, deshalb war die Nische leer, breit genug, um die Schwester aufzunehmen!

Sie wußte gar nichts mehr. Sie war völlig durcheinander. Sie fragte sich, ob alles richtig gemacht worden war, aber sie hatte das Gefühl, der Schatten des Bösen würde über sie und ihr Kloster hinwegstreichen, um alles in seine Gewalt zu bekommen.

Mord in diesen Mauern! Ja, er würde geschehen, und die Oberin wußte auch, daß sie nicht unschuldig daran war. Sie hatte es mit ihrem Trank versucht, denn sie hatte keinen anderen Ausweg mehr

gewußt. Dieser Bucheron war ein Kind der Hölle. Nur Menschen, über die der Teufel seine schützende Hand hielt, konnten andere in die Mulde des Fallbeils legen und sie umbringen.

Das Schicksal würde ihn selbst ereilen. Carlos hatte es in die Hand genommen, und Carlos würde auch dafür sorgen, daß die Leiche auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Anna stand in der Nische und betete. Sie flehte schon jetzt um Vergebung, weil sie wußte, welche Schuld sie auf sich geladen hatte.

Die Worte sprach sie so leise, daß sie kaum zu hören waren. Ihre gefalteten Hände wurden ihr schwer. Die Arme sackten nach unten.

Sie merkte, daß sie anfing zu zittern, und sie verließ die Nische, weil sie hören wollte, was in der Kammer geschah. Sehr dicht trat sie an die Tür heran, aber sie vernahm noch nichts. Es blieb so still. Dann hörte sie das Röcheln. Lebte der Henker noch? Die Oberin regte sich auf. Ihr Herz schlug jetzt schneller. Der Schweiß trat noch stärker aus den Poren, und ihre Hand zuckte bereits der Klinke entgegen.

Etwas stimmte nicht. In der Kammer schien nicht alles so gelaufen zu sein, wie sie und Carlos es sich vorgestellt hatten. Es hatte bestimmt Schwierigkeiten gegeben.

Die Neugierde und auch die Sorge waren so stark, daß sie die Frau über ihren eigenen Schatten springen ließen.

Obgleich sie vor Angst bebte, wagte sie es und öffnete die Tür.

Das Kratzen war nicht zu überhören. Holz schleifte über das nackte Gestein.

Dann konnte sie ihren Kopf durch den Spalt stecken. Das flackernde Licht ließ von der Tür aus nicht viel erkennen. Sie mußte schon in die Kammer hineingehen, aber sie wunderte sich, daß keiner der beiden Männer auf den Beinen stand und überhaupt Notiz von ihr nahm. Die Nonne verbreiterte den Spalt, um die Kammer betreten zu können.

Damit auch näher an das Licht heran.

Die Kerzenflamme warf einen Kreis. Hell genug, um beide Männerzu erkennen.

Einer lag auf dem Rücken. Es war Carlos. Und die Nonne sah, daß aus seinem Körper die Klinge des Degens ragte wie das Zeichen eines Sieges. Blut war aus dem Mund des Soldaten gedrungen und hatte das Gesicht verschmiert.

Die Oberin spürte eine Kälte, die sich in ihren Körper hineinfraß. So etwas hatte sie noch nicht erlebt. Sie war starr geworden wie Stein, und sie merkte, daß die Beine nachgaben.

Nur nicht schlappmachen. Nur nicht hinfallen, hämmerte sie sich ein.

Carlos ist tot, aber der andere scheint noch zu leben, sonst hätte er ihn nicht töten können.

ER LEBT! ER LEBT!

Die Angst war wie eine Peitsche, die ihren Rücken traf und sie

vorantrieb. Genau auf das leise Stöhnen zu. Jetzt sah sie den Henker. Er lag neben seinem Fallbeil am Boden und war völlig fertig. Das Gift tobte noch immer in seinem Körper. Der Mord an Carlos mußte ihn wahnsinnig angestrengt haben.

Die Oberin sah, daß dieser schwere Mann hilflos vor ihren Füßen lag.

Sein Schicksal befand sich in ihrer Hand. Sie erkannte sich selbst kaum wieder, als sie den Kopf schüttelte und den Liegenden ansprach. »Du hast ihn getötet, deshalb werde ich dich vernichten. Du hast dein Leben verwirkt. Du bist jemand, der dem Teufel zugetan ist, und das darf nicht sein. Auf keinen Fall! Du bist der Mann, den man nicht vermißt. Nicht hier und auch nicht in deinem Land.«

Sie hatte das sagen müssen, um sich selbst zu beruhigen. Dann drehte sich die Frau langsam um. Sie war bereit, auch den letzten Schritt zugehen.

Da lag Carlos.

Er lebte nicht mehr, In seinem Leib steckte der eigene Degen.

Das Gesicht der Oberin wirkte hart und hölzern, als sie den Griff der Waffe mit beiden Händen umfaßte. Sie zog den Degen aus dem Körper hervor und drehte sich um. Daß noch Blut von der Spitze herab zu Boden tropfte, nahm sie nur am Rande wahr. Es interessierte sie auch nicht, wichtig war jetzt das, was sie tun mußte. Irgendwie würde es auch eine Erlösung für den Henker sein, denn er brauchte danach keine Schmerzen mehr zu erleiden.

Mit der Waffe in der Hand blieb sie vor dem Liegenden stehen, der sich wieder gefangen hatte, zwar noch unter Schmerzen litt, aber seine Umgebung mitbekam.

Er sah die Oberin. Und er sah den Degen, den sie noch immer mit beiden Händen festhielt.

Er wußte Bescheid. Das Sprechen strengte ihn an. Mühsam rang er sich die Worte ab. »Du willst mich töten?«

»Ich muß es tun!«

»Du, eine Nonne?«

»Der Allmächtige wird mir verzeihen.«

Bucheron fing an zu kichern. »Dein Gott vielleicht. Aber der Teufel nicht. Er wird dir nicht verzeihen, denn du willst einen seiner Diener töten. Das ist es, was dich umbringen wird. Der Teufel wird dir auf den Fersen bleiben, ich schwöre es dir. Er ist stärker als dein verfluchter Gott. Überlege es dir, dann hast du…«

»Ich weiß, was ich tue!« erklärte die Oberin und hob die Waffe an. Sie bewegte sich auf den Kopf des Henkers zu, der einsah, daß all sein Reden keinen Sinn hatte. Er versuchte zu grinsen, er versuchte irgendetwas zu tun, aber er schaffte es nicht, die Frau von ihrem Vorsatz abzubringen.

Zweimal stieß sie zu.

Und zweimal traf sie den Hals des Henkers.
Dann brach sie ebenfalls zusammen,

***

Zwei Stunden später.

Die Nacht war sehr finster, und das kam den Nonnen entgegen, die das Kloster verlassen hatten. Ihr Ziel war der Schloßteich. Der einzige Ort, wo die beiden Toten und dieses verdammte Fallbeil spurlos verschwinden konnten. Nichts sollte mehr an die Bluttaten erinnern.

Das Schloß war leer. Das Personal würde schlafen, ebenso wie Lady Edwina. So war es überhaupt kein Problem, sich in den Schloßgarten zu schleichen und an den Teich heranzukommen.

Die Oberin hatte, nachdem sie sich wieder besser fühlte, die Schwestern zusammenkommen lassen und ihnen alles erklärt. Jede machte mit.

Jede würde schweigen, das wurde noch einmal versprochen, und sie waren froh, es schnell hinter sich zu bringen.

Die Prozession der Nonnen sah schaurig aus, als sie sich durch die Dunkelheit bewegten. Sie gingen hintereinander. Sie waren dunkler als die Nacht und glichen einem großen Lindwurm von unterschiedlicher Höhe, als sie den Bereich des Schloßgartens erreichten und dem tiefen Teich immer näher kamen.

Die Toten und die Guillotine würden im Schlamm versinken! Die Nonnen hatten die beiden Leichen bereits mit Steinen beschwert. Sie steckten in Säcken. Es würde alles klappen, denn mit einer Störung brauchten die Nonnen nicht zu rechnen. Selbst das Fallbeil steckte wieder in der Kiste, die ebenfalls im Teich verschwinden sollte.

In dieser Nacht zeigten sich keine Sterne. Auch der Mond glotzte nicht auf die Erde. Der Himmel über den Köpfen der frommen Frauen wirkte wie ein dicker, feuchter, grauer Schwamm.

Niemand sprach. Gesagt worden war alles. Wenn jemand redete, dann war es die Oberin, die an der Spitze des Zuges ging. Den Kopf gesenkt, die Hände zum Gebet gefaltet. Tatsächlich betete sie leise vor sich hin und bat den Herrgott um Verzeihung. Sie wußte, daß es schwer werden würde, aber sie hatte keine andere Möglichkeit gesehen.

Das Ufer des Teichs war bald erreicht. Die Nonnen verteilten sich dort und schauten auf das Wasser, das geheimnisvoll und dunkel vor ihnen lag.

Es war immer düster, es war immer kalt, selbst im hellsten Licht der Sommersonne.

Auf Annas Wink hin hatten sie die beiden Leichen rücklings auf den Boden gelegt. Die Kiste sollte zuerst versenkt werden. Sechs Nonnen hoben sie an und schleppten sie so weit in das Wasser hinein, daß es

ihnen bis zu den Waden reichte.

Dann gab die Oberin ihre Anweisungen, und die sechs Nonnen verstanden es.

Sie holten aus und schleuderten die Kiste ins tiefere Wasser.

Es klatschte. Der Teich schäumte. Die Stille wurde gestört. Spritzwasser benetzte die Gesichter der Frauen und klatschte auch gegen ihre Kutten.

Sie traten wieder zurück, und die Oberin nickte ihnen zu, denn auch sie war zufrieden.

Die Kiste schwamm noch ein Stück hinaus, wurde langsam und versank.

Bald würde sie im schlammigen Grund feststecken, hoffentlich für alle Zeiten.

»Gut«, sagte die Oberin. »Das ist sehr gut gewesen. Nun die beiden Toten.« Sie trat an die Leichen heran und schaute in ihre bleichen Gesichter.

Da lag Carlos. Seine Hände waren auf der Brust gefaltet. Die Augen hielt er geschlossen.

Dicht neben ihm hatte der Henker seinen Platz gefunden. Beinahe so dicht, daß er den anderen berührte. Beide bewegten sich nicht, beide waren tot, aber die Oberin war plötzlich von einer wahnsinnigen Angst erfüllt davor, daß sie etwas falsch gemacht haben könnten. Sie wollte die beiden so rasch wie möglich loswerden, und das sagte sie ihren Mitschwestern auch, das heißt, sie wollte es ihnen sagen, aber sie kam nicht mehr dazu, denn das Zucken des toten Henkers war keine Einbildung.

Zucken?

Eine Leiche?

Anna hielt sich tapfer. Sie war die einzige, die es gesehen hatte, so hoffte sie. Ihr Herz schlug schnell, und sie dachte daran, daß der Henker dem Teufel gehörte, daß er ihm seine Seele verschrieben hatte.

Mein Gott, was geschah hier?

Der Fallbeil-Mann öffnete die Augen. Nur für einen winzigen Moment, der aber reichte aus, um Anna einen Blick in die Pupillen werfen zu lassen.

Etwas strahlte ihr entgegen, vor dem sie eine wahnsinnige und kalte Furcht empfand. Es war etwas, das sie nicht kannte, aber es lockte in den Augen des Henkers.

Das Böse. Ein Stück Hölle. Etwas Menschenverachtendes, etwas, das man nicht beschreiben konnte, das tief in seinem Innern steckte.

Anna mußte etwas tun, das wußte sie, und sie schüttelte heftig den Kopf.

Ihre Schwestern hatten von der unglaublichen Veränderung nichts

mitbekommen, und sie wollte ihnen auch nichts darüber berichten, zumindest jetzt nicht. Es war wichtig, daß die beiden ebenfalls im tiefen Wasser verschwanden, und sie half sogar mit, sie in den Teich zu werfen.

Mit dem Henker begannen sie.

Er klatschte auf und war bald verschwunden, denn die Steine zerrten ihn in die Tiefe.

Dann folgte Carlos.

Bevor er im Teich verschwand, hatte ihn die Oberin noch gesegnet. Er hatte sein Leben praktisch für sie und ihre Aufgabe hingegeben und war so etwas wie ein Märtyrer geworden.

Der Teich fraß beide.

Das Wasser beruhigte sich wieder. Die Wellen liefen sich aus, und dann lag die Fläche wieder glatt vor den Blicken der am Ufer stehenden Frauen.

Anna schaute über den dunklen Spiegel hinweg. »Komm nie wieder!« flüsterte sie. »Komm niemals wieder, verfluchter Satansdiener! Ich hasse dich, ich hasse dich, wie ich den Teufel hasse, Sei verflucht!« Die beiden letzten drei Worte hatte sie laut gesprochen, und sie waren auch von der letzten Nonne gehört worden.

Die Oberin drehte sich um.

Sie schaute in die blassen Gesichter der vor ihr stehenden Mitschwestern. Keine stellte eine Frage, aber sie sahen aus, als hätten sie sich schuldig gemacht. Anna schüttelte den Kopf. »Nein, es war das, was wir haben tun müssen. Dieser Henker war ein Diener der Hölle. Soll er im Feuer schmoren für alle Zeiten. Soll er leiden und jammern und soll er wissen, daß es für ihn keine Erlösung gibt. Wir haben unsere Pflicht getan, meine Schwestern, und ich weiß, daß uns der Allmächtige verzeihen wird. Und jetzt werden wir gehen.«

Schweigend verließen sie den Ort und machten sich auf den Rückweg ins Kloster. Nicht einmal schauten sie zurück. Was hinter ihnen lag, sollte für alle Zeiten vergessen sein.

Im Kloster selbst nahm ihnen die Oberin noch einmal das Schweigegelübde ab.

Und tatsächlich drang nie ein Wort über die Lippen der frommen Frauen.

Anna aber wurde von ihrem Gewissen geplagt. Auch sie schwieg, aber sie spürte plötzlich den Drang, all das aufzuschreiben, was ihr und ihren Schwestern widerfahren war. Und damit hatte sie für die Nachwelt ein schreckliches Dokument hinterlassen…

***

»Geben Sie mir noch einen Schluck Whisky, Mr. Sinclair, ich kann ihn vertragen.«

»Ja, natürlich, Schwester.« Sie bekam einen Doppelten, den sie zur Hälfte trank. Dann stellte sie das Glas weg und schüttelte sich.

»Ich bin es nicht gewohnt, Alkohol zu trinken oder nur in großen Ausnahmefällen.«

»Ist so ein Fall nicht eingetreten, Schwester?«

»Ja, das ist er wohl.«

Ich lehnte mich in meinem Sessel zurück. Den toten Lord hatten wir beide vergessen. Er war bereits Vergangenheit, so leid es mir auch tat, wir mußten uns um die Zukunft kümmern und durften dabei die Vergangenheit nicht vergessen. »Sie wissen also Bescheid, weil Sie die Auf Zeichnungen der Oberin Anna gefunden haben.«

»So ist es, Mr. Sinclair. Aber nicht nur ich weiß Bescheid. Jede meiner Vorgängerinnen war darüber informiert.« Sie hob die Schultern. »Aber wie das so ist, wenn viel Zeit ins Land geht, wird auch viel vergessen. Man war informiert, aber man reagierte nicht, und irgendwann wurden die schrecklichen Untaten ganz vergessen.«

»Ein Fehler.«

»Sicher, denn dieser Henker hat ja meiner Vorgängerin versprochen, daß die Hölle ihn rächen würde. Er stand unter dem Schutz des Teufels, und dabei wird es bleiben.«

Ich runzelte die Stirn und gestattete mir ein Lächeln. »Das will ich nicht hoffen, Schwester.«

»Nicht?« Sie fragte es skeptisch. »Was wollen Sie denn dagegen tun, Mr. Sinclair?«

»Den Fluch zerbrechen.«

»Dann werden Sie gegen den Henker kämpfen müssen. Wissen Sie das?«

»Das weiß ich.«

»Und das trauen Sie sich zu?«

»Es ist meine Arbeit oder Berufung, wie immer Sie es nennen wollen. Tatsache ist, daß der Fallbeil-Mann wieder zurückkehrte und sich seine Opfer holte.«

»Ja, uns Nonnen.«

»Wundert Sie das?«

»Nein, Mr. Sinclair, das wundert mich nicht mehr, denn jetzt weiß ich Bescheid. Aber wie wollen Sie ihn vernichten? Sie müssen warten, bis er hier erscheint, und das liegt ganz allein in seiner Hand. Ich denke mir, daß er bereits Bescheid weiß und…«

»Das glaube ich auch. Und er weiß auch, daß ich nicht gehe, solange es ihn noch gibt. Deshalb wird er sich mir stellen. Er wird versuchen, mich auf sein Fallbeil zu legen und zu köpfen. Darauf warte ich. Aber davon abgesehen, jetzt ist mir auch klar, welche Rolle dieser Carlos spielt. Nur hat der Henker gegen ihn gewonnen, denn einen Frieden hat auch Carlos nicht finden können.«

»Dabei habe ich es ihm gewünscht. Ich weiß auch nicht, wie er das hat schaffen können, aber…«

Da meldete sich das Telefon. Man war dieses Schrillen oder harte Klingeln nicht mehr gewohnt, und ich zuckte ebenfalls zusammen, als ich das Geräusch hörte.

Die Oberin war klein geworden, als wollte sie sich in ihren Stuhl verkriechen.

»Wer kann das sein?« hauchte sie.

Ich stand auf. »Keine Sorge, das werden wir gleich haben.«

Nach dem vierten Klingeln hatte ich den Hörer abgenommen und schrak abermals zusammen, als ich die schreiende Frauenstimme hörte, die etwas sagte, was ich nicht verstand.

»Bitte, wer sind Sie? Sprechen Sie deutlicher!«

»Schwester Ruth.«

»Gut. Sie rufen aus dem Kloster an.«

»Ja, ja, ich muß die Oberin sprechen.«

»Das können Sie auch mir sagen.«

Die Frau war so von der Rolle oder stand unter einem derartigen Schock, daß sie auf alles einging. »Er ist hier!« schrie sie. »Der Henker ist bei uns im Kloster. Und er will uns köpfen. Alle…«

***

Verdammt noch mal, mit einer derartigen Wendung hatte ich nicht gerechnet. Ich war auch nicht in der Lage, etwas zu sagen und stand da wie angenagelt. Den Hörer hielt sie noch in der Hand. Ich brauchte einfach eine gewisse Zeit, um diese Nachricht zu verdauen. Dann legte ich den Hörer wieder auf die Gabel und drehte mich zu Schwester Anna um.

Die Frau hatte es nicht auf ihrem Stuhl gehalten. Sie war aufgestanden und starrte mich an. In ihren Augen nistete die Furcht, als sie mir zunickte. »Es ist etwas passiert, nicht wahr?«

»Ja.«

»Da hat eine Frau angerufen.«

Ich nickte. »Es war eine Schwester Ruth aus dem Kloster.«

»Und?« Ihre Stimme zitterte. Sie stand da wie von Stromstößen geschüttelt.

»Der Fallbeil-Mann hatte sich etwas anderes ausgedacht«, sagte ich mit leiser Stimme. »Er hat dem Kloster einen Besuch abgestattet. Er will Ihre Schwestern köpfen, alle, und das noch in dieser Nacht.«

Es war eine Nachricht, die kaum jemand verdauen konnte. Da bildete die Oberin keine Ausnahme. Ich sah sie noch blasser werden, und plötzlich schwankte sie wie das berühmte Rohr im Wind. Ich wußte, daß sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Sie würde ohnmächtig werden.

Bevor sie zu Boden fallen konnte, war ich bei ihr und fing sie auf.

Ohnmächtig blieb sie in meinen Armen liegen, im Gesicht bleich wie eine frisch gekalkte Wand.

Die Gedanken rasten durch meinen Kopf. Was tun? Sollte ich sie hier im Schloß lassen oder mit ins Kloster nehmen, wohin ich einfach mußte. Es konnte beides verkehrt sein, aber wie dem auch sei, ich würde es durchziehen müssen.

Nein, ich ließ die Oberin nicht hier. Wie eine Tote legte ich sie auf meine Arme und trug sie aus dem Haus in die kühle Nacht hinein, in der sich der Dunst noch gehalten hatte.

Auf den Rücksitz des Rovers bettete ich die Oberin. Wenig später war ich unterwegs. Und die Furcht stieg in mir an…

***

Das rötliche Licht hüllte den Klostergarten ein wie ein blutiger Schatten.

Es gab keine normale Quelle, aus der es geströmt wäre, einzig und allein der Henker strahlte es ab. Es drang aus seinem Körper ins Freie und war wie eine finstere Botschaft, die direkt aus der Hölle gekommen war.

Bis auf eine Nonne hatte der Fallbeil-Mann alles zusammengetrieben.

Die Frauen fürchteten sich. Sie spürten die Aura des Bösen. Sie sahen auf dem Klosterhof das verdammte Fallbeil stehen, dessen Klinge ihnen der Reihe nach die Köpfe abschlagen sollte. Noch war es nicht soweit, und die Frauen drängten sich zusammen wie eine Herde ängstlicher Schafe.

Sie wurden nicht unmittelbar durch Waffen bedroht, aber trotzdem dachte keine von ihnen an Flucht. Sie wußten selbst nicht, woran es lag, wahrscheinlich am Erscheinungsbild des Henkers und natürlich an der höllischen Aura, die ihn umgab, die er abstrahlte, die sich auf dem Klosterhof ausbreitete.

Sie war es, die die Aktivitäten der frommen Frauen lähmte. Sie machte sie starr, sie nagelte sie auf der Stelle fest, und in ihren Köpfen hatte sich ebenfalls etwas verändert. Keine von ihnen konnte noch klar denken. Es war das dumpfe Gefühl, das sich ausbreitete und sich über ihre Gedanken gelegt hatte wie ein dicker Schleier.

Der Henker triumphierte. Er stand neben seiner Guillotine. Wieder wurde sein Gesicht von der Kapuze bedeckt. Nur die beiden Schlitze für die Augen waren frei. Dahinter funkelten die Augen wie Kugeln aus schwarzem Blutstein.

Er war nicht allein gekommen. In seiner unmittelbaren Nähe stand noch eine Gestalt.

Ein nackter Oberkörper, Hände, die auf dem Rücken zusammengebunden waren, ein kantiges Gesicht, schwarze, leicht

gelockte Haare, ein Toter, der ebenfalls in den Kreislauf der Hölle hineingeraten war und nicht richtig sterben konnte. Carlos eben!

Damals, als man ihn hatte in den Teich werfen wollen, war es zum Kontakt zwischen ihm und dem Henker gekommen, und dieser Kontakt war durch die Gesetze der Hölle gefestigt worden.

Er tat nichts.

Er stand nur da.

Er starrte die Nonnen an. Seine Augen waren leer. Die Blicke nach innen gerichtet, aber der Henker genoß seinen Auftritt und seine Macht. Vor ihm hielten sich die Nonnen auf wie eine lebendige Mauer, die sich im Augenblick nicht zu rühren wagte. Das rötliche Licht aus der Unterwelt hatte sich noch weiter ausgebreitet, so daß nur die wenigsten Stellen auf dem Hof des Klosters noch im Schatten der Nacht lagen.

Der Henker setzte sich in Bewegung. Es geschah sehr plötzlich, ruckartig und er ging dorthin, wo Carlos stand.

Vor ihm blieb er stehen. Er hob seinen rechten Arm an und preßte ihm die Hand auf die Schulter, wobei sich die Finger krümmten und tief in das Fleisch gruben.

Dann zerrte er ihn herum. Er trat ihm das Knie in den Rücken. Carlos stolperte weiter, als wäre in ihm eine Maschine in Gang gesetzt worden.

Das Ziel war die Guillotine.

Der Delinquent wehrte sich nicht. Er tat das, was der Henker wollte.

Unter der Kapuze waren Geräusche zu hören, die kaum jemand identifizieren konnte. Es konnte ein Lachen sein, aber auch ein leises Triumphgeheul. Sogar grunzende Laute mischten sich hinein.

Carlos war nicht in der Lage, sich zu wehren. Er wurde an die Guillotine herangeführt, dort herumgedreht, dann packte der Henker zu und griff in die Haare des Delinquenten.

So zerrte er den Kopf herum, damit Carlos die Nonnen und diese ihn anschauen konnte.

Sein Blick war leer. Er spürte nichts. Es gab keine Gefühle, und er sagte keinen Ton, als der Henker ihn mit brutaler Gewalt zuerst in die Knie und dann weiter nach unten zwang, damit er in die richtige Lage geriet. Er mußte den Kopf in die Mulde legen.

Bäuchlings lag er da. Die Arme auf dem Rücken. Die Hände zusammengebunden. Wie schon viele vor ihm.

Der Fallbeil-Mann schaute noch einmal auf die versammelten Nonnen.

Sie hatten sich noch stärker zusammengedrängt. Die Körper berührten sich gegenseitig, als wollten sie sich gegenseitig Schutz geben.

»Tot!« drang es dumpf unter der Kapuze hervor. »Er wird bald tot

sein. Ich werde das vollenden, was ich schon vor langer Zeit hatte tun wollen. Ich werde ihn köpfen. Der Teufel hat mich freigegeben, und ich werde ihm die Seelen bringen. Erst seine, dann eure. Ihr werdet noch in dieser Nacht sterben.«

Jede Nonne hörte die Drohung, doch keine unternahm etwas dagegen.

Sie alle blieben auf der Stelle stehen, und sie schauten auch nicht weg.

Es kam ihnen vor, als wäre jemand dabei, die Köpfe in eine bestimmte Richtung zu zwingen.

Der Henker trat so nahe an seine Guillotine heran, bis er den Hebel berühren konnte. Er legte seine Hand darauf und schaute noch einmal zu dem scharf geschliffenen Fallbeil hoch.

Die Klinge leuchtete wie ein kalter Stern, aber auch wie der Tod, der über dem Mann schwebte.

»Jetzt!« sagte der Henker.

Er zerrte an dem Hebel.

Das Fallbeil löste sich.

Wie ein Blitz raste es in die Tiefe.

Jede hörte den dumpfen Laut, als es auftraf und den Kopf mit einem einzigen Hieb vom Rumpf trennte. Der Schädel des Toten rollte noch ein Stück nach vorn und hinterließ eine Blutspur.

Der Henker aber lachte. Er war zufrieden. Bevor er sich um den Geköpften kümmerte, zog er das Fallbeil wieder hoch, bis es die Ausgangsstellungerreicht hatte. Dort hakte es ein.

Sie war wieder bereit, was den Henker irrsinnig freute, denn das Lachen konnte er nicht unterdrücken. Es begleitet ihn auf seinem Weg zu Carlos, der endlich das bekommen hatte, was er verdiente. Auch wenn darüber viele Jahrhunderte ins Land gegangen waren.

Neben dem Torso verharrte er, bückte sich dann und zerrte den kopflosen Körper zur Seite. Die Guillotine war für den nächsten Arbeitsgang bereit.

Achtlos ließ er den Körper liegen. Sein weiterer Weg führte ihn dorthin, wo der Kopf lag. Er war so gefallen, daß ihn die starren Augen anglotzten. Der Fallbeil-Mann bückte sich abermals. Er grünste dabei, ein Laut der Freude.

Einen Moment später hatte er den Kopf angehoben. An den Haaren hielt er ihn gepackt und schaukelte ihn von einer Seite zur anderen. Es machte ihm Spaß, er wollte das Entsetzen unter den Nonnen noch steigern. Eingehüllt in das düstere Licht der Hölle kam er sich wie der große Triumphator vor, und er holte dann aus, um den Kopf des verhaßten Carlos tief in den Garten hineinzuschleudern, wo er gegen die Mauer prallte und dann an einer dunklen Stelle liegenblieb.

Der Fallbeil-Mann hatte es geschafft. Lange genug hatte er auch

warten müssen, nun aber spürte er einen Triumph in sich, der beinahe schon an Wahnsinn grenzte.

Mit sicheren Schritten verließ er diesen Ort und baute sich breitbeinig vor seinem Fallbeil auf. Er hatte diese Pose bewußt gewählt, allein sie würde den Frauen vor ihm schon die nötige Angst einjagen.

Sie starrten ihn an. Sie fürchteten sich. Er konnte sehen, wie sie zitterten. Sie alle hingen am Leben, aber damals hatten ihre Vorgängerinnen eine verfluchte Schuld auf sich geladen, die jetzt gerächt werden mußte. Wind kam auf. Er fuhr nicht nur als eisiger Hauch über die Mauer hinweg, er spielte auch mit den Wolken und trieb die hellen Gebirge am Himmel durcheinander.

Wieder stemmte der Henker seine Arme in die Hüften. Er wollte seinen Auftritt noch genießen und die Angst der Schwestern größer werden lassen.

Unter seiner Kapuze klang die Stimme dumpf und kratzig, als er die ersten Worte sprach. »Ich habe eine alte Schuld beglichen, aber es ist zuwenig. Ihr alle werdet in dieser Nacht euer Leben verlieren, und ich werde den Klostergarten mit euren Köpfen schmücken. Ich werde mich daran erfreuen, wie sich der Teufel auch daran erfreut, wenn er die Seelen der frommen Frauen bekommt.«

Sie konnten nichts sagen. Sie schauten nur starr auf den Henker. Ihre Gesichter zuckten trotzdem, denn irgendwie mußte sich die Furcht freie Bahn verschaffen.

Der Henker hörte ein leises Weinen, was ihn noch mehr erfreute. Wenn die anderen starben, konnte er sich daran ergötzen. Angst und Grauen waren seine Begleiter. Er liebte sie über alles, und in seinen Augen stand weiterhin das gefährliche Leuchten, dessen Ursprung nur in der Hölle liegen konnte.

»Ich will euch haben, aber ich lasse euch auch die Wahl. Wer kommt als erste unter das Fallbeil?«

Seine Stimme klang aus. Jede Nonne hatte ihn verstanden, aber es gab nicht eine, die auf seinen Vorschlag einging. Die Frauen zitterten vor Furcht. Sie klammerten sich weinend aneinander, während das verdammte rote Licht sie tatsächlich wie in einen blutigen Schleier tauchte.

Blut würde fließen, das stand fest.

Viel Blut…

»Niemand?« rief der Henker.

Schweigen war die Antwort.

Der Fallbeil-Mann brauchte keinen Atem zu holen, auch wenn er den Anschein erweckte.

»Niemand?« fragte er erneut.

Es meldete sich keine.

»Gut, dann werde ich mir die erste holen«, erklärte er und setzte sich in Bewegung…

***

Ich hatte das Kloster endlich erreicht und war durch die Nacht gerast wie eine abgefeuerte Rakete. Schließlich kam es auf jede Sekunde an.

Im Fond lag die Oberin. Ihre Ohnmacht hatte nicht lange gedauert. Kaum war sie aus ihr erwacht, hatte sie sich mit einer schwachen Stimme gemeldet und auch Fragen gestellt.

Von mir hatte sie die Antworten bekommen. So wußte sie, daß wir uns auf dem Weg zum Kloster befanden, und ich stoppte diesmal vor dem Haupteingang.

Als das Licht der Scheinwerfer verloschen war, fiel die Dunkelheit über uns zusammen. Ich stieg aus. Der Wind hatte zugenommen. Sehr kalt blies er mir ins Gesicht.

Im Fond des Wagens richtete sich die Oberin auf, so daß ich ihr nicht erst die Tür zu öffnen brauchte. Das tat sie selbst. Ich half ihr trotzdem aus dem Wagen und sah, wie bleich sie geworden war. Sie schaute sich um, als stünde sie in einer fremden Umgebung. Dann strich sie über ihre Augen, während die Lippen zuckten und die Frau sich fröstelnd duckte.

»Es ist so anders!« flüsterte die Oberin und klammerte sich an mich fest.

»Ich spüre das Böse.«

»Okay, lassen Sie uns gehen.«

»Ja, wir müssen etwas tun.«

Bisher hatte ich das Kloster nicht durch den normalen Eingang betreten, das aber änderte sich jetzt, denn wir beiden gingen auf eine große Tür zu, die, bevor wir sie erreichten, von innen geöffnet wurde. Es erschien eine kleine Frauengestalt mit einem blassen Gesicht.

»Das ist Ruth.«

Ich hatte es mir schon gedacht und lächelte dem zitternden Bündel Mensch zu. »Ist noch etwas passiert?«

Ruth ließ uns eintreten. Wir standen fast im Dunkeln. Nur eine Kerzenflamme leuchtete wie ein ewiges Licht. »Sie sind alle draußen« flüsterte die junge Nonne, während ihr die Oberin tröstend über den Kopf strich.

»Alle sind sie draußen im Hof.«

»Warum du nicht?«

»Ich, ich - mir ging es nicht gut, Oberin. Ich war auf der Toilette.«

»Da hast du Glück gehabt.«

Ich wollte die theorethische Diskussion unterbrechen und fragte: »Wie komme ich zum Garten?«

»Ich werde Sie führen.«

Das war auch nötig, denn Licht machten wir nicht. Ich wurde ihm wahrsten Sinne des Wortes von der Oberin an die Hand genommen und in das dämmrige Dunkel der Gänge hineingeführt. Beinahe karri ich mir vor wie auf der Geisterbahn, denn aus dem Dunkel konnten jeden Augenblick irgendwelche Gestalten auftauchen und mich überfallen.

Stimmen waren nicht zu hören. Die dicken Mauern hielten sie ab. Aber zwischen den Wänden lag eine Spannung, die ich als sensibler Mensch durchaus wahrnahm.

Der Gang machte einen Knick. Wir erreichten eine Tür. Die Oberin stieß sie auf. Dahinter lag wieder ein Gang, aber schmaler als der erste. »Er führte direkt in den Garten«, flüsterte sie.

»Schade, daß es keine Fenster gibt«, sagte ich leise.

»Darauf hat man damals verzichtet. Der Tunnel hier diente auch mehr als Fluchtweg, bei Gefahr. Es gibt hier noch eine Luke, da können wir dann in einen Tunnel steigen.«

»So ist das. Darf ich trotzdem Licht machen?«

»Ja, versuchen Sie es.«

Die kleine Lampe spendete genügend Licht. Rechts und links von Uns begleitete uns feuchtes Mauerwerk, aber ich sah auch die Tür, die den Gang abschloß.

»Dahinter liegt der Garten, Mr. Sinclair.«

»Gut, Oberin. Tun Sie mir bitte einen Gefallen und bleiben Sie zurück. Es ist besser.«

»Aber ich will den Henker tot sehen. Das bin ich meiner Vorgängerin schuldig.«

»Sicher, Schwester, doch das übernehme besser ich. Einverstanden?«

»Wie Sie wünschen.«

Ich hatte die Tür schon erreicht. Die schmale Klinke ließ sich nur schwer nach unten bewegen. Zudem quietschte sie ziemlich laut.

Schon der schmale Spalt ließ mich in eine andere, eine fremde Welt schauen, denn die Finsternis der Nacht war von einem blutroten Licht vertrieben worden, das wie ein zähes Gespenst über dem Klostergarten hing. Eine natürliche Lichtquelle gab es nicht. Es war die Kraft der Hölle, die des Unheimlichen, die dafür sorgte, daß dieser Garten erleuchtet wurde. Die Tür zog ich weiter auf, sah das Fallbeil, wie es sich drohend in den Himmel reckte.

Die Klinge selbst schimmerte stählern, blank und ebenfalls leicht rot angehaucht.

Sie wartete auf Opfer, auf Blut.

Und ich sah den Henker. Er überragte die Nonnen, die sich im Garten aufhielten, der Guillotine gegenüberstanden und sich vor Angst zusammengedrängt hatten. Auch einen Körper entdeckte ich nahe des Fallbeils. Er lag am Boden und bewegte sich nicht. Ich ging davon aus,

daß ihm sogar der Kopf fehlte.

»Niemand?« hörte ich die dumpf klingende Stimme des Henkers, der seinen Platz am Fallbeil verlassen hatte und auf die Nonnen zukam. Ich konnte mir sehr schnell zusammenreimen, um was es hier ging. Er wollte ein Opfer haben, und er verlangte, daß sich jemand freiwillig meldete.

Das tat keine der frommen Frauen.

»Gut, dann werde ich mir die erste holen!« sagte er und ging noch schneller…

***

Aber auch ich blieb nicht mehr in der Türöffnung stehen. Plötzlich hatte ich es eilig, denn bis zum Fallbeil-Mann mußte ich eine relativ große Entfernung zurücklegen.

Auf halber Strecke - der Henker hatte die Nonnen beinahe erreicht - hörte ich meine Stimme. »Ich melde mich freiwillig, Bucheron! Ja, ich, ein Mann - und keine Frau!«

Ich hatte sehr laut gesprochen, und meine Stimme war sicherlich bis in den letzten Winkel des Klostergartens zu hören gewesen, aber eine Reaktion erfolgte kaum. Abgesehen davon, daß der Henker stehenblieb, weil er einfach zu überrascht war.

Ich blieb nicht stehen, sondern ging weiter. Passierte die schweigenden Nonnen an der rechten Seite, stieg über Beete hinweg und schabte mit meiner Jacke an den Zweigen der Beerensträucher entlang.

Als mich der Henker sehen mußte, blieb ich stehen. Die Nonnen waren für ihn uninteressant geworden. Er hatte mir sein Gesicht zugedreht, das ich unter der Kapuze natürlich nicht sah.

Nur die Augen waren zu erkennen, und das trotz der Dunkelheit. Sie waren dunkel, aber auch zugleich glatt, als hätte man sie regelrecht geschliffen.

Wir waren Todfeinde.

Das wußte er, das wußte ich. Und mein Erscheinen hatte den Henker verunsichert.

»Du sagst nichts mehr?« fragte ich ihn. »Du wolltest doch einen Freiwilligen für dein Fallbeil haben. Gut, ich habe mich gemeldet. Ich bin da, du kannst versuchen, mich zu köpfen.«

Daran dachte er nicht, sondern fragte: »Wer bist du? Woher kennst du meinen richtigen Namen?«

»Bucheron?« Ich lachte in die Nacht hinein. »Das ist eine wirklich lange Geschichte. Ich habe keine Zeit mehr, sie dir jetzt zu erzählen, aber vergiß die anderen. Es gibt nur uns beide, Henker. Ist das ein Vorschlag. - Du und ich.«

Er war noch immer unsicher und wich sogar zurück, als ich auf ihn

zuging.

Seine Arme bewegten sich etwas hektisch und trotzdem steif. Vor Pause - zurück - Pause - wieder vor.

Wie eine Puppe, eine Marionette, ein künstlicher Mensch. Ich mußte ihn völlig verwirrt haben, so daß er nicht anders konnte, als den Rückweg anzutreten.

Ich blieb ihm auf den Fersen. Irgendwann mußte er einmal stehenbleiben, und wenn es an seiner Guillotine war, die ebenfalls auf magische Weise überlebt hatte, natürlich unter Mitwirkung des Höllenherrschers. Ich wollte ihn provozieren und fragte: »Willst du mich nicht? Ich bin dein nächster Delinquent!« Ich breitete beide Arme aus.

»Los, du hast doch Carlos schon geköpft. Jetzt bin ich an der Reihe. Führe deine Rache endlich durch.«

Er kam mit mir nicht zurecht. Ich ging auch weiter und trieb ihn zurück.

Natürlich hatte ich noch nicht gewonnen, aber seine Unsicherheit gab mir die Sicherheit.

Er blieb stehen.

Auch ich stoppte.

Drei Meter höchstens trennten uns, und der Henker hatte seinen Platz neben der Guillotine eingenommen. Er brauchte nur seinen Arm auszustrecken, um den Hebel zu erreichen, aber noch lag niemand mit seinem Kopf in der Mulde.

Ich deutete darauf. »Ist das mein Platz?«

Der Henker schwieg.

»Willst du mich nicht?« provozierte ich ihn.

Er gab keine Antwort.

Ich lächelte kalt. »Gut, wenn ich nicht sterben soll, dann drehen wir den Spieß um. Es ist an der Zeit, daß du vernichtet wirst. Du hast lange genug dein Unheil getrieben, und ich weiß auch, daß hinter dir der Teufel steht. Ihn fürchte ich nicht. Wir kennen uns. Wir sind Todfeinde, und er hat es trotz aller Anstrengung nicht geschafft, mich zu vernichten. Er schickt jetzt seine Diener vor, stattet sie mit einer großen Macht aus und hofft darauf, daß ich sterbe.« Ich lachte leise. »Den Gefallen habe ich ihm nicht getan, Henker, und ich werde ihm auch in dieser Nacht keine Freude bereiten.«

Der Fallbeil-Mann zitterte. Er griff mich nicht an. Schon längst war ich darauf gefaßt, von ihm gepackt zu werden, aber da war etwas, das ihn zurückhielt.

Vielleicht mein Kreuz.

Noch sah ich es nicht, das allerdings änderte ich schnell, denn bevor ich noch näher auf ihn zuging, rutschte die rechte Hand in die Tasche, wo ich den Talisman verborgen hielt. Ich holte ihn sehr langsam

hervor, beinahe schon genüßlich, und dann streifte ich mir eben so langsam die Kette über den Kopf.

Durch sein Gewicht fiel das Kreuz nach unten und blieb vor der Brust hängen.

Der Henker sah es. Er konnte einfach nicht daran vorbeischauen. Und er nahm auch den matten Glanz wahr, den das Kreuz ausstrahlte. Von der rechten Seite her hörte ich schnelle Schritte. Ich warf einen kurzen Blick dorthin und sah die Oberin, wie sie durch den Garten hetzte, um in meine Nähe zu gelangen.

»Bleiben Sie stehen!« rief ich ihr zu.

Sie nickte und gehorchte.

Ich wußte nicht, wie der Kampf ausging, und ich wollte nicht, daß der Henker sich noch eine Geisel schnappte, wenn die Nonne zu nahe an ihn herangekommen war.

Ich aber wollte Bucheron, und ich holte ihn mir.

Er selbst wehrte sich nicht. Er stand da. Er war breit, er war muskulös, sein Oberkörper war in das rötliche Licht getaucht, das ihn wie ein schützender Schein aus der tiefsten Hölle umgab, aber ich besaß das Gegenmittel, und deshalb wurde dieser Schutz zur reinen Farce.

Ich war jetzt so nahe an ihn herangekommen, daß ich durch die Schlitze seine Augen sehen konnte. Sie bewegten sich. Sie zuckten, und ich kannte derartige Blicke von nervösen und ängstlichen Menschen. Der Henker war durch den Anblick des Kreuzes gebannt. Es gehörte zu den Symbolen, gegen die er einen tiefen Haß empfinden mußte. Als ich noch einen Schritt auf ihn zuging, da wehte mir das tiefe Stöhnen entgegen.

Zugleich krümmte er sich, fiel aber nicht zu Boden, sondern blieb in einer Haltung vor mir stehen, als wäre er der Glöckner von Notre Dame. So stark hatte sich sein Körper zusammengezogen.

Der nächste Schritt.

Der Henker heulte auf. Die Nähe des Kreuzes machte ihn fertig. Er schlug einfach um sich, verlor dabei das Gleichgewicht und fiel zu Boden, wo er auf dem Bauch liegenblieb und sein Gesicht mit der Kapuze darüber gegen die kalte Erde preßte.

Besser hätte es für mich nicht laufen können. Ich braucht mich nur zu bücken, ihn zu packen und seinen Hals in das Oval des hochkant stehenden Bretts zu legen.

Der Henker hatte seine Macht verloren. Er war nur noch ein Bündel Angst.

Ich bückte mich.

Über mein Kreuz huschten Reflexe, die sich mit dem rötlichen Licht vermischten.

Noch hielt der Teufel seinen Mantel über ihn, aber er war schwer

geworden, sehr schwach.

»Bitte, Mr. Sinclair, ich möchte Ihnen helfen!«

In der gebückten Haltung drehte ich den Kopf. Die Oberin kam auf mich zu. Sie nickte bei jedem Schritt und erklärte, daß der Körper wohl für einen Menschen zu schwer war.

»Ich schaffe es schon!«

»Nein, ich muß dabeisein, verstehen Sie das? Ich muß es tun. Ich muß fühlen können, wie das Böse vernichtet wird. Es hat sich zu lange, viel zu lange schon halten können. Seine Zeit ist um, Mr. Sinclair, das spüre ich, und ich will dabeisein.«

Ich hatte den Willen in ihren Augen gelesen. Ich wußte auch, was diese Frau durchlitten hatte. Auf eine gewisse Art und Weise hatte sie recht.

Zwei ihrer Schwestern waren durch den verfluchten Henker geköpft worden. Jetzt war er an der Reihe.

Er lag vor uns. Er jammerte nicht, als sein Körper zuckte, als hätte er Schläge bekommen. »So muß er auch damals ausgesehen haben, nachdem er das Gift meiner Vorgängerin getrunken hatte. Aber in dieser Nacht hilft ihm niemand mehr. Bucheron darf nicht mehr leben.« Nach diesen Worten wuchtete die Oberin die Beine des Mannes hoch, und ich umfaßte seine Schultern.

Wir trugen ihn ein kurzes Stück. Er war verdammt schwer, als wäre der Körper mit Eisen gefüllt.

Dann legten wir ihn unter das Fallbeil. Ich hörte ihn keuchen. Er bewegte seine Arme, aber es war wichtig, daß der Hals in die Mulde paßte, und das war der Fall.

Ich stand noch gebückt, als ich ihn ansprach. »Es gibt keinen Ausweg für dich, Bucheron, keine Hilfe. Auch der Teufel hat dich verlassen. Er ist nicht Gott, der einen Menschen nie verläßt. Du bist den falschen Weg gegangen, und du wirst so sterben, wie du es verdient hast.«

Ich richtete mich wieder auf und drehte mich um. Einen Schritt brauchte ich nur zur Seite zu gehen, um den Hebel zu erreichen, der durch das Umklappen das Fallbeil in Bewegung setzte.

Dort stand schon jemand. Es war die Oberin.

Ich wollte etwas sagen und sie von ihrem Tun abhalten, sie aber schüttelte den Kopf und kam mir zuvor. »Nein, Mr. Sinclair. Nein und nochmals nein. Ich habe das Recht.«

»Aber…«

Sie legte den Hebel um.

Ich schaute nach unten und hörte zugleich das pfeifende Geräusch, als das Fallbeil in die Tiefe jagte. Sogar den Luftzug glaubte ich zu spüren, so dicht wischte sie an mir vorbei - und die Klinge traf haargenau den Nacken des Henkers.

Glatt und sicher schlug sie ihm den Kopf ab!

***

Ein leiser Schrei war zu hören. Als ich hinschaute, da sah ich, wie die Oberin abermals schwankte, als wollte sie den Boden unter den Füßen verlieren. Zum Glück stand das Fallbeil schwer genug auf dem Boden.

So konnte sich die Frau daran festklammern, aber sie war bleich geworden, und sie rutschte langsam zu Boden.

Keine ihrer Schwestern kam ihr zu Hilfe. Die Frauen waren geschockt.

Sie hatten gesehen, was die Klinge angerichtet hatte. Der Kopf des Henkers war wie ein Ball nach vorn gesprungen und lag ein Stück von der Guillotine entfernt. Allerdings noch immer von der dunklen Kapuze bedeckt.

Und noch etwas war geschehen. Es gab das rote Licht nicht mehr. Es war zusammengebrochen. Ein Zeichen dafür, daß der Teufel seinen Diener aufgegeben hatte.

Schwer wie ein dicht geknüpftes Netz lag die Dunkelheit über dem Klostergarten.

Hier hatte vor mehr als zweihundert Jahren das Grauen seinen Anfang genommen und hier hatte es auch sein Ende gefunden.

Nein, noch nicht ganz.

Bisher hatte ich das Gesicht des Henkers nicht gesehen. Ich wollte es mir anschauen. Dazu mußte ich die Kapuze entfernen. Die Lampe schaltete ich ein, als ich mich bückte. Blut war nicht zu sehen. Oder kaum. Am Halsende klebte eine dunkle Masse, die widerlich roch.

Ich umfaßte die Kapuze und zerrte den Stoff nach oben. Um sie vom Kopf zu lösen, mußte ich schon beide Hände zu Hilfe nehmen und schaute dann in das Gesicht des Henkers.

Genauer sah ich es, als ich den Strahl der Leuchte darauf richtete. Ich mußte schlucken, denn dieses Gesicht hätte ich nicht erwartet.

Es war aufgedunsen, teigig. Es war das Gesicht eines Ertrunkenen, der lange Zeit im Wasser gelegen hatte. Die Farbe der Haut erinnerte mich an bleiches Hammelfett, und an bestimmten Stellen auf den Wangen und der Stirn hatten sich grünliche Schimmelflecken abgesetzt. Die Haare des Henkers waren dünn wie Garn. Der Mund stand weit offen, als hätte er noch einen letzten Schrei abgeben wollen. Lippen waren kaum zu sehen, sie waren einfach zu blaß.

Ich richtete mich wieder auf. Inzwischen hatte sich die Umgebung in meiner Nähe verändert. Die Nonnen standen nicht mehr an ihren Plätzen, sie waren zu ihrer Oberin gegangen, um sie zu stützen, weil sie einfach zu schwach war.

Auch ich ging zu ihr. Mein Lächeln wirkte krampfhaft nach all dem Grauen, aber der Himmel über uns zeigte bereits einen ersten hellen Schein. Die Morgendämmerung breitete sich aus, und sie kündete den neuen Tag an, der für die Nonnen frei vom Grauen der Vergangenheit

war. Ich fand es nur sehr traurig, daß es Sir Vincent Mosley nicht mehr erleben konnte.

»Wir werden beide begraben«, sagte die Oberin leise. »Es ist unsere Christenpflicht.«

Ich nickte. »Tun Sie das.«

»Und was ist mit der Polizei?« wurde ich gefragt.

»Da wird es Probleme geben, Schwester Anna. Aber darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Das ist allein meine Sache.«

»Gott segne Sie, Mr. Sinclair.«

»Danke, Schwester«, sagte ich und drehte mich um und ging zurück zu meinem Wagen…

ENDE